Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

43 (28.10.1934)

Visual Library

Der Führer
AM SONNTAG

Folge 43 / Jahrgang 1934 — Sonntag, 28. Oktober 1934

Poesie des Handwerks

Daß das Handwerk nicht nur nach dem alten Spruch einen goldenen Boden, sondern auch eine poetische Grundlage haben soll, erscheint heute manchem als seltsam, da im Handwerkswesen vieles nüchterner und prosaischer geworden ist. Aber es läßt sich erweisen, daß die Poesie mit dem goldenen Boden enger verknüpft war, als man wohl glauben möchte, und wenn wir am Handwerker-Tag die alte Hochblütezeit des deutschen Handwerks gern heraufbeschwören, so geschieht es, weil die Neugestaltung dieses Standes uns Hoffnung auf seine wirtschaftliche und künstlerische Neubelebung gibt, die mit einer tiefen Verwurzelung im Volkstum notwendig verbunden sein muß.

Sprichwörter, wie das vom güldenen Boden oder das andere, daß man mit einem Handwerk weiter komme als mit tausend Gulden, künden von dem stolzen Selbstgefühl und Standesbewußtsein der Handwerker. So konnte es damals vorkommen, daß ein ehrsamer Schmiedemeister seine ganze Zunft zusammenrief, um sie zu befragen, ob wohl je ein Schmiedsohn ein Doktor geworden sei, worauf einstimmig die Antwort kam: „Nein, das ist in unserer Stadt nicht Herkommens, ja es ist sogar ein völlig unerhört und ungereimt Ding, daß Schmiedskinder Doktoren werden, fast so ungereimt, wie wenn Bauernsöhne Meister würden in der ehrsamen Schmiedezunft. Alles muß sein Geschick und seine Ordnung haben, wenn die Welt bestehen soll, und darum darf der Sohn sich nicht den Doktorhut auf den Kopf setzen." So beschwor denn der Vater seinen Jungen, daß er ihm nicht den Schimpf antue und ein Doktor werde, denn damit würden die Zunft, die Meister, ja die ganze Stadt gröblich beleidigt. „Schuster, bleib bei deinen Leisten!" war ein Ruf, der noch keine Beschränkung bedeuten sollte, sondern den ehrenvollen Kreis der einmal erlernten Tätigkeit bezeichnete, über den man nicht ungestraft hinausschritt. Wer sich mit mehreren Dingen abgab, ward leicht verachtet, wie die Sprüche zeigen: „Neunerlei Handwerk, achtzehnerlei Unglück" und „Viel' Handwerk verderben den Meister." Aus diesem Selbstbewußtsein heraus sprach ein Schuhmachermeister zu einem Magister der sieben freien Künste, der ihn anbettelte, die Worte: „Du Lümmel Du, hast Du sieben Künste gelernt, und suchst Dein Brot mit Betteln? Ich habe nur eine einzige gelernt, und die ernähret mich, mein Weib und meine Kinderlein also, daß ich auch noch etwas übrig habe. Hier hast Du ein Gröschlein und nun packe Dich mit Deinen sieben Künsten hinaus."

Das deutsche Handwerk im späten Mittelalter konnte nun deshalb ein solches Ansehen gewinnen, weil die Verehrung für den Stand der Väter schon früh in die Herzen der Kinder gelegt wurde, so daß diese kein höheres Ziel kannten, als es den Ahnen an Tüchtigkeit gleichzutun oder sie gar noch zu übertreffen. Der Ruhm des Handwerks erfüllte die Lande. Auch Kaiser und Fürsten hielten sich nicht für zu gut, ein Handwerk zu erlernen, von dem Beherrscher der Welt, Karl V., der ein Uhrmacher war, bis zu dem unglücklichen Ludwig XVI. von Frankreich, der die Schlosserei betrieb. Alle Sprößlinge der Hohenzollern mußten ein Handwerk erlernen, und der große Volksfreund Justus Möser verlangte noch im 18. Jahrhundert, daß jedes Kind, auch das der reichsten Eltern, sich in einem Handwerk übe, weil eine solche Schulung durch nichts anderes ersetzt werden könne.

Neben den Zünften, in denen die Meister vereinigt waren, bildeten sich die Gesellen-Bruderschaften heraus, die nach und nach eine selbständige Stellung erlangten, die aber trotz mancher Gegensätze doch dieselben Ziele verfolgten und von demselben Geist erfüllt waren. Den Zünften lag die Gerichtsbarkeit sowie die Gewerbe- oder Sitten-Aufsicht ob. Neben strenger Zucht sorgte die Zunft aber auch für Schutz und nachdrückliche Unterstützung. Ein Grundgebot forderte von jedem Mitglied: „Lieb' und Leid miteinander zu tragen, mit Bescheidenheit untereinander zu leben, keiner dem anderen seine Kundschaft oder seinen Knecht abspannen, kein Genosse von jemand Arbeit nehmen, der einem anderen noch nicht gezahlt hatte, kein Bruder gegen den anderen unrecht handeln, ihm etwas Uebles nachreden, ihn nicht einmal im Scherz Lügen strafen. „Die Zünfte hatten einen Glauben und eine Ehre, waren eins im Leben und im Tode, standen zusammen in ihrer Arbeit und ihren Festen. Sie trugen Waffen, hatten ihre kriegerischen Uebungen und Aufgaben, ihre eigenen Farben, ihre Wappen, die aus der Hausmarke ihrer Zunfthäuser, aus dem Zeichen ihres Gewerbes oder dem Bilde ihres Schutzheiligen bestanden. Die Tuchmacher führten eine Tuchschere, die Küfer ein Faß, die Schmiede ein Hufeisen im Wappen; es gab aber auch Zünfte zum Spiegel, zur Blume, zum Himmel oder zum Bären. Eine tiefe Symbolik und phantasievolle Bräuche umkränzten alles, was die Zunftgenossen gemeinsam unternahmen; in ihnen ruht der Schatz von Poesie, der das ganze Leben des Handwerkers von der Geburt bis zum Tode verklärte und ihm seine Arbeit zur Freude nud zum Glück machte.

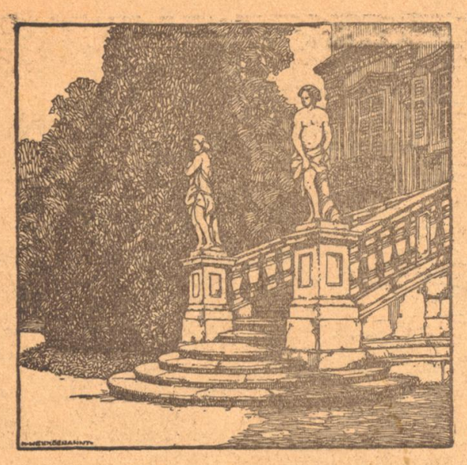
Der Weg des Lehrlings zur Meisterschaft war lang und beschwerlich, denn es kam vor allem darauf an, den künftigen Meister in der Schule des Lebens zu härten, ihm Selbstzucht und Selbstgefühl beizubringen und ihm jene Tüchtigkeit zu verleihen, die ihn mit Ehren in der Gesamtheit und zu Nutzen des Vaterlandes bestehen ließ. Die Formel, mit der er seinen Beruf antrat, lautete: „Der Stadt zum Nutzen, um der Reinheit des Handwerks willen, und zum Nutzen für arm und reich." Der Lehrling mußte „des Handwerks redlich sein", d. h. seine ehrliche Geburt oier Ahnen zurück nachweisen; diese mußten ein „ehrliches Gewerbe" betrieben haben und das alles mußte in einem „Geburtsbrief" verzeichnet sein. Die formelle Aufnahme, die sog. Aufdingung, erfolgte durch die Zunft und war von langen weisen Reden begleitet, deren würdiger Stil einen dichterischen Einschlag zeigt. Wurde er später unter die Gesellen eingereiht, so geschah das in einer besonderen Zeremonie, die manches von der studentischen „Fuchstaufe" übernommen hatte. Bei den Buchdruckern hieß das Gesellen-machen Deposition wie bei den Studenten, bei den Schlossern Bartbeißen, bei den Tischlern Hobeln, bei den Büttnern Schleifen und bei den Schmieden Auskühlen. Es war eine Art Prüfung, bei der der Lehrling manche Unannehmlichkeit zu bestehen hatte, und wie beim Ritterschlag fehlte es nicht an einer Züchtigung, die häufig in ein paar Maulschellen bestand, wie bei der Aufnahme der Kaufleute in die Hansa wurde der Jüngling arg „gehänselt". Diese Aufnahme-Zeremonien sind schließlich zu ganzen Komödien ausgestaltet worden, die bei allen possenhaften Einzelheiten doch eine starke dichterische Anteilnahme verraten. Auch der Abschied von der Lichtarbeit im Februar wurde mit dramatischen Aufführungen begangen. Wie der Beginn der Arbeit bei künstlichem Licht durch einen Schmaus, die sog. „Lichtgans", eingeleitet wurde, so fand beim Schluß der Lichtarbeit zur Fastnacht ein prächtiger Umzug der Zünfte statt, der in einer Gerichtsverhandlung gegen das Licht gipfelte, das angeklagt und zum Tode verurteilt wird, worauf es verheißt, sich am Ende des Jahres zu rächen. Solche Komödien wurden durch wandernde Handwerksburschen, wohl hauptsächlich von Nürnberg aus, über das ganze Reich verbreitet, und überhaupt ist der Handwerksbursch der eigentliche Träger der handwerklichen Poesie. Ihm begegnen wir auf Schritt und Tritt im deutschen Märchen und im deutschen Volkslied, und er mag, vieles von diesem unvergänglichen Gut selbst ersonnen oder jedenfalls verbreitet haben, auch wenn es nicht ausdrücklich wie am Schluß der eigentlichen Handwerksburschen-Lieder heißt: „Wer hat wohl dies Lied erdacht? Das haben brave Burschen gemacht, die die Welt durchreisen."

Die Wanderschaft, diese Zeit der Erlebnisse und Abenteuer im Handwerkerleben, ist ebenfalls von einer großen Anzahl von Formeln und Gebräuchen umgeben, die dem Gesellen beim Eintritt und beim Abschied in der Herberge und beim Meister alle Einzelheiten vorschreiben. Wenn er dem Meister aufsagte, so sollte er z. B. damit „bis auf den Sonntag nach dem Essen warten, wenn man das Tischtuch aufgehoben hat." Schied er mit dem Felleisen auf dem Rücken und dem Stab in der Hand, so sollte der untere Knopf des Rockes zugemacht, ein Finger der einen Hand ins Knopfloch gesteckt sein. Das Zwiegespräch wurde stets mit der Formel: „Alles mit Gunst!" eröffnet. Strenge Mahnungen des Herbergsvaters und Altgesellen begleiteten den Jung-Gesellen auf seinen weiten Fahrten, von denen es im Liede heißt: „Durch Frankenland und durch Schwabenland, durch Schweizerland zugleich, Tirol wie auch in Steiermark, ins Ungarland hinein. Und wer allda gewesen ist, der läßt gar hübsch und fein."

Nach fünf oder sechs Jahren war die Wanderzeit zu Ende, und der Geselle mußte in der Heimat noch ein paar Jahre bei einem Meister arbeiten, bis er durch sein Meisterstück sich die Aufnahme in die Zunft verdiente. Aber auch wenn er eigenes Geschäft und Familie hatte, begleiteten ihn Gesang und Dichtkunst weiter durchs Leben.

Zwischen Himmel und Erde

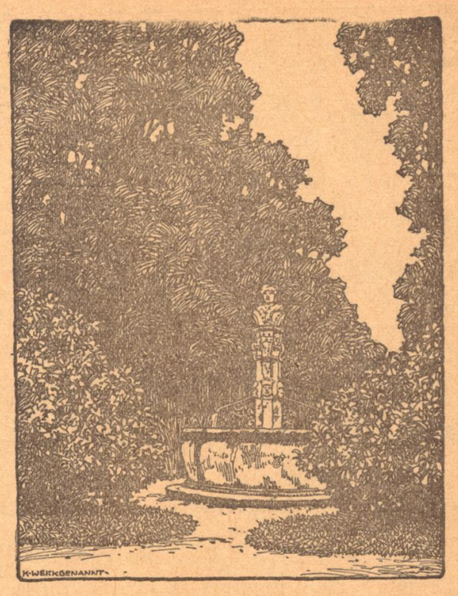
Aufnahme: Bavaria-Film



Freitreppe nach dem Garten

Die Favorite

Ein Rokokobrief



Türkenbrunnen

Rastatt, 25. May 1727.

Euer Liebden!

Alldieweil der Thurn- und Taxische Postwagen heute Mittag nach Darmstadt abgehet, will ich mich beeilen, einen Bericht über die auf meiner Reise gemachten Observationen mitzugeben, so Euer Liebden in einem continuierlichen Diarium niederzulegen zu ersuchen beliebet haben.

Meine Abzeichnung der admirablen Residenz Carolsruhe mit ihren ergötzlichen Lustgärten und die dort acquirierten Stiche, die ich in unterthänigster Submission dediziere, werden Euer Liebden wohl erhalten haben. Nachdeme ich vorige Woche in Baden geweilet und an seinen heißen Quellen meinen durch die Strapazen der Reise mitgenommenen Corpus recreiret, habe ich dannhero in Rastatt Aufenthalt genommen, der neuen Residenz ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht der Markgräfin Franziska Sibylla Augusta von Baden, der Gemahlin des bei der gantzen Christenheit ob seines Sieges über die Türken so hoch meritierten Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden. Habe den dasigen nach dem neuesten gusto magnific erbauten Pallast in all seinen Theilen durchgegangen und auch einen Riß rangiert, indessen wäre mein letzter Bericht eitel Stückwerk, würde ich vergessen, das Köstlichste und Erfindungsreichste dieser glanzvollen Residenz, eine Anlage von niegesehener raritär anzuführen, ein Favoritschlößgen, angefüllet mit curieusen Ergötzlichkeiten und den niedlichsten Delikatessen.

Diese Favorite ist etwa eine Stunde Weges östlich von Rastatt in einem reizenden Lustwäldchen gelegen. Ebene und Berge begegnen sich anmutig in einer Aue, die ansonsten als ein ergiebiger Jagdgrund ästimieret wird. Auf einer der letzten Jagen sollen hier allein 180 Stück Sauen, 8 Wölff, 66 Täx und 200 Hasen erleget worden sein.

Kapelle

Malen sich Euer Liebden in Ihrer Imagination aus, wie vor einem Wäldgen diese Favorite wie auf der Insel Cythere und wie ein Perlengeschmeide auf dem Damastgrund eines dunkelgrünen Kleides sich abhebet, und Euer Liebden werden verstehen, daß weder Worte noch mein Kiel fähig sind auszudrücken, was sich hier in Wirklichkeit als eine unvergleichliche Augenweide präsentieret. Da ist das hellglitzernde Schlößgen, dessen Fassaden mit allerlei farbigen Steingen garnieret sind, so die armen Kinder der umliegenden Weiler aus der Murg für reichliche Belohnung gesamblet haben, da sind ziervolle Broderieen der Gärten mit hübsch geschnittenen berceaux und rauschenden Fontänen und abschließend das Favoritenwäldgen, bestellet mit Menagerieen für allerlei Getier, für bengalisch Wildbrett und weiße Hirsche, für Schwarzhühner und Fasanen. Noch nie habe ich auf einem so kleinen Raum so viel Inventionen von exquisiter Erfindung gesehen, solchermaßen recreationes animi, zu teutsch Gemüths-Artzeney.

Leider entging mir durch einen faux pas meines Couriers das Vergnügen, den illustren Erbauer dieser entzückenden Anlage, den böhmischen Architekten Michael Ludwig Rohrer kennen zu lernen, der, wie man mir zu wissen kund gethan, den Erbprinzen in Geometrie und Fortifikation exerzieret. Er war gerade von Ihro Durchlaucht beordert worden, nach dem Pallast Scheibenhardt zu reiten, wo eine sala terrena ausstaffieret werden soll. An seiner Stelle erbot sich der treffliche Hausmeister, der Maler Franz Pfleger, mir das Interieur des Schlößgens vorzuführen. Da Ihre Durchlaucht die Markgräfin gerade in der Kapelle der von rauchen Rinden erbauten Eremitage weilten, um büßend sich frommen Exerzitien hinzugeben, so konnte ich ungestört all die raren Herrlichkeiten genießen, so das Schloß im Innern illuminieren. Erlassen mir Euer Liebden, in Worten hier zu malen und wiederzugeben, was in der Enfilade der Räume nacheinander an unvergleichlichen Delikatessen in einem gloriosen Flor nach einem erlesenen Gusto rangieret in höchste Bewunderung versetzet. Der Chinesische und Japanische Kayser selbsten würden über eine solche Pracht und Repräsentation in höchstes Entzücken geraten. Zum Fürtrefflichsten gehöret hier ein Spiegelkabinett, ausstaffieret mit 313 einzelnen Krystal-Spiegeln und gezieret mit 72 Stück Portraits der Durchlauchtigsten Markgräflichen Familie, so in prunkenden Masken-Costumes auf pergament gemahlet sind, ferner inmitten des Cabinets ein von geschliffenem Cristal und rothem Rubinfluß gefaßter Henckleuchter von 12 Aermen, dann die prächtige sala terrena, so in pompöser Architectura durch zwei Geschosse bis zum Kuppeldach emporsteiget, und endlich nach dem Gebürge zu situieret ein Florentiner Cabinet, über und über bedecket mit Bildnissen, darunter 150 Portraits berühmter Männer nach Sandrarts Teutscher Academie auf Elfenbein gemahlet. Auch was die schöne Kuchel an Raritäten berget, vermögen Euer Liebden Sich kaum vorzustellen. Geschirre aus Kupfer, Porcelan, Fayance, böhmisches Glas, Krüge, Schüsseln und Schahlen in solcher Menge und Kostbarkeit, daß man würde Tage brauchen, um dies alles zu genießen und zu bewundern. In die vergnügteste Entzückung aber setzet hier ein curieuses Chineser Figurlein, in dessen dickem Bauch allerlei Gewürzschächtelein rangieret sind.

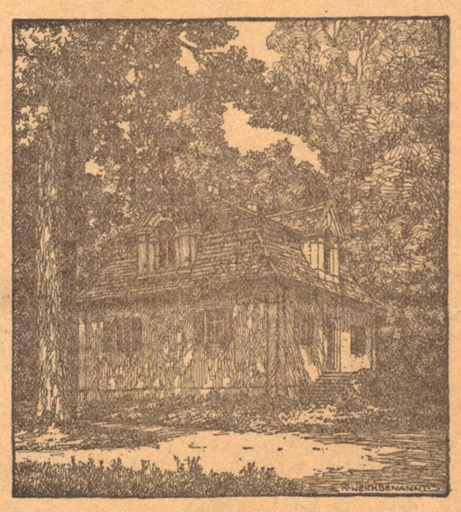
Zu Ende meines Besuches hatte ich das hohe Glück, Ihre Fürstliche Durchlaucht, die Markgräfin selbsten, zu sehen als sie zum Genuß der schönen Abendstunde in ihrer Sänfte von zwei türkischen Mohren getragen durch die Gärten sich erging. Ihro Durchlaucht geruhten, während ich in devotester Salutation verharrete, allerhuldvollst zu grüßen. Selten habe ich eine Fürstin gesehen von solch hoheitsvoller Würde, unvergeßlich ist mir ihr hehres Bild mit den dunkelblauen Augen, den schloweißen Locken und der schwarzen Soutane aus kostbarem Atlas.

Verzeihen Euer Liebden meine überschwänglichen Worte, indessen solchergestalten stellet sich diese schöne Favorite dar als ein holder Sitz der Musen und der Dryaden — ein Elysium. Ach, am Abend, wenn von den Bergen süß erquickende balsamische Düfte herniederströmen und sanfter Zephyr die Stirne umfächelt, wenn im Westen Helios auf purpurnem Wagen hinter die blauen Berge niedersteiget, das weite Himmelsgezelt sich mit rosigem Goldgewölk emailliert und vom Laubwerk der Bäume tausendfältige Purpurblättgen entgegenschimmern, wenn in den Sälen des Schlößgens wollüstige Music intonieret und im dunkeln Gehölz die Nachtigallen in silbernen Arabesken schlagen und schluchzen, dann glaubt man sich von einem himmlischen Traum umfangen, von einem Zauber, der nicht zu beschreiben. Kommen Sie und vergessen Sie nicht, demnächst auf Ihrer Reise nach Stuttgart hierher abzuzweigen, und dies alsobald, bevor das fliegende Ungeziefer, so man Schnaken nennet, ein Verweilen hier beschwehrlich machet.

Euer Liebden werde ich mir jede occassion angenehm seyn lassen, wo Euer Liebden ich mit etwas nützlichem dienen kann, der ich mit vieler Hochachtung verharre

stets und ergebenst

Artus Baldenaere
Architectus.



Kavaliershaus

Der Eichstetter Dorfbott und seine neue Montur

Aus den Akten des Badischen Generallandesarchivs

Von Albert Hiß

Das Dorf Eichstetten am Kaiserstuhl, welches auf eine ereignisreiche Vergangenheit zurückblicken kann, hat schon so manches wechselvolle Schicksal erlebt. Schon manches Leid in Kriegszeiten brachte schwere Sorgen über die Dorfbehörden und Dörfler und manch dringender Ruf ging zum Landesherrn um Hilfe und Rat. Aber auch bessere Zeiten hat Eichstetten gesehen, war es doch eines der wohlhabendsten Dörfer am Kaiserstuhl. Und so wollte es diesen Wohlstand auch äußerlich zur Schau bringen. Darum gefiel eines Tages den wackeren Dorfbehörden die abgetragene Montur ihres Dorfbotten *) nimmer. Sie kam ihnen zu schäbig vor. Also machten sie bei ihrer vorgesetzten Behörde, dem Oberamt Hochberg, ein Gesuch; denn, dachten sie, hat man uns sonst oft schon geholfen, so kann auch diesmal eine Bitte nichts schaden, und vielleicht kann dem Bott seine Montur dann aus der sonst nicht für solche Zwecke bestimmten Gemeindekasse bezahlt werden. Voll guter Zuversicht wurde gleich eine neue Montur angeschafft und vom Vogt und Stabhalter folgendes Schreiben aufgesetzt und gerichtet an ein „Hochfürstlich Hochlöbliches gnädiges Oberamt“:

„Wir haben einem Hochfürstl. Gnädigen Oberamt! „den gehorsamsten Bericht zu erstatten, wie daß der „dahiesige Gericht-Bott erst noch vor geraumer Zeit, „wenigstens alle zwey Jahr ein Uniform von der da„hiesigen Gemeinde erhalten, so daß wir nichts neues „angefangen, sondern nur daß Abgegange wiederholet, „und zwar um so mehr weilen alle Jahr zwey Jahr„Märkte, wozu noch der Wochenmarkt kommt, da der „Gerichts-Bott vieles zu thun hat, demnach sich's nicht „wohl schicken würde, wann derselben in einem Zwilch„Kittel sein Amt verrichtete. Wir bitten dahero gehor„samst, daß doch das vor den Gerichts-Boten erkaufte „Kleid, welches 15 Gulden 32 Kreuzer Reinisch gekostet, „von einem Hochfürstl. gnädigen Oberamt genehmigt „und daß das wenige Fixo fernerweith Ratificiert „werden möchte, die wir aber in aller submission in „Tiefester Ehrfurcht verharren, Eines Hochfürstl. Gnä„digen Hochlöbl. Oberamt unterhänig gehorsamste

Vogt und Stabhalter.

*) Gemeindediener.

Man war so ziemlich sicher, daß das Geld bewilligt würde. Auch konnte man sich zur Beruhigung sagen, daß noch vor geraumer Zeit der Bott wenigstens alle zwei Jahre eine neue Uniform erhalten hatte, und auch jetzt somit alles in bester Ordnung sei.

Der Kostenzettel kam an das Oberamt Hochberg nach Emmendingen. Dort scheint man von der Notwendigkeit des Eichstetter Antrags nicht gerade überzeugt gewesen zu sein, aber man schickte ihn mit einem, wenn auch ziemlich zurückhaltenden Begleitbrief folgenden Inhalts an das Commun aerarium nach Karlsruhe:

„Durchlauchtigster Marggraf

„gnädigster Fürst und Herr,

„die Gemeinde Eichstetten hat ihrem Dorfsbotten „einen Montur von rothem Tuch mit blauen Aufschlä„gen machen lassen, damit solcher an Jahrmärkten und „Wochenmärkten desto kennbarer seye, und an „Vollstreckung der aufgetragenen Befehle desto weniger „gehindert werde. Die Montur kostet 15 Gulden 35 „Kreuzer und darf von dem Botten nie getragen wer„den, als an Markt- und Gerichtstagen und bey Ober„amtl. Anwesenheit; und kann diesemnach auf viele „Jahre gut seyn. Da nun die Vorgesetzten nicht nur „um die Montur des jetzigen Bottens, sondern auch „um die Genehmigung aufs Künftige, wann diese ab„genutzt, bey uns angesucht haben, wir aber solches „nicht über uns nehmen mögen; so berichten wir sol„ches Euer Hochfürstl. Durchlaucht unter Anlegung „derer Vorgesetzten Bericht zu gnädigster Genehmigung „mit dem gehorsamsten Anfügen unterhänigst ein, daß „das Commun aerarium des Fleckens Eichstetten diese „Kosten zu bestreiten gar wohl hinreichend sey, da sie „von den Jahrmärkten keine geringen Einkünfte „haben, und wir daher affirmative unterhänigst anzu„tragen keinen Anstand nehmen.

Inzwischen trug in Eichstetten der Dorfbott mit Würde seine neue Montur beim Wochenmarkt, und die Eichstetter waren stolz auf den schmucken Wächter ihrer Sicherheit und auf den guten Gedanken der Dorfväter. Auch die glaubten zum besten der Gemeinde gehandelt zu haben und ließen geduldig ihr Gesuch den Instanzenweg durchlaufen. Es konnte ja nicht fehlschlagen. Schließlich traf dann nach geraumer Zeit auch die Antwort ein und lautete:

„Da es gänzlich überflüssig ist, einem Dorfbothen eine „Montur zu geben, und die Commun aeraria mit der„gleichen ohnnötigen ausgaben zu beschwehren, ohn„verantwortlich ist, so findet die Bitte der gemeinde „Eichstetten die dem Dorfbothen angeschaffte Montur „auf das dortige aerarium zu decretiren, nicht statt, „sondern das O.Amt hat die ortsvorgesetzten und „überhaupt auch alle diejenige vom gericht, welche et„wan zu diesem sogar überflüssigen aufwand angera„then haben, zu deren Bezahlung anzuhalten, und w„es geschehen, binnen 4 Wochen ohnfehlbar zu berichten.

Das war der kurze, aber abschlägige Inhalt. So hatten ihn sich die Eichstetter kaum vorgestellt. Und die „Ortsvorgesetzten“ verwünschten wohl im Stillen den Vorschlag. Aber so schnell ließen sich die Eichstetter nicht klein kriegen. Man mußte einen Ausweg finden. Unauffällig zogen sie Erkundigungen ein, wie denn die Botten der Nachbardörfer zu ihrer Montur kämen, oder ob diese etwa auch in ihrer alten, abgetragenen herumliefen, da die Gemeinde kein Geld zu einer Neuen bewilligt bekam. Und siehe da: man fand heraus, daß in dem Marktflecken Malterdingen bei Riegel dem Dorfbotten von Zeit zu Zeit auch eine neue Montur angeschafft wurde und zwar auch aus der Gemeindekasse. Da hatte man doch schließlich das gleiche gute Recht auf eine gerade so schöne und neue Uniform. Außerdem fiel es den Eichstetter Behörden noch ein, daß man dem Botten bei seinem Amtsantritt eine neue Montur zugesagt hatte. So setzten sich denn Vogt und Stabhalter zum zweiten Mal hin und verfaßten einen andern, allerdings etwas konfusen Brief mit nochmaliger Bitte um „gnädigste decreteur“ der Unkosten für die Montur, dem Wortlaut nach lautend:

„Da es Euer Hochfürstl. Durchlaucht gnädigst gefallen „hat, uns die Kosten wegen der dem alhiesigen Dorfs „Botten angeschaften Montur mit 15 Gulden 35 Kreu„zern heimzuweisen; So erkühnen wir uns nochmah„len um die gnädigste Decretur hiermit unterthä„nigst zu bitten, und uns gnädigster Willfahr um so „mehrers getrösten, als dem Botten in Malterdingen, „so auch ein Marktflecken, von Zeit zu Zeit eine Mon„tur angeschaft wird, und in vorigen Zeiten dem hie„sigen Bott auch eine Montur angeschaft wird, und in „vorigen Zeiten dem hiesigen Bott auch eine Mon„tur angeschaft worden, wovon noch die Ueberbleibsel „ein Beweis sind über dieses aber demjezigen Botten „bey seiner Annahme eine solche Montur accordirt „worden; nicht weniger dieser Kosten, wann Er auf „6 Jahr ausgetheilet wird, so lang der Bott an der „Montur habenkan, jährl. 2 Gulden 30 Kreuzer aus„macht. In tiefstem Respekt ersterbend, Euer Hoch„fürstl. Durchlaucht unterthänigst gehorsamste Vogt „und Stabhalter der Gemeinde Eichstetten.

Das Oberamt zu Emmendingen erinnerte sich nun plötzlich auch daran, daß in Malterdingen dem Botten aus dem „commun aerario“ eine Montur angeschafft wurde, und der Eichstetter zweites Gesuch wanderte mit folgendem Begleitschreiben an „Serenissimo in Carlsruhe“:

„Durchlauchtigster Marggrav

„gnädigster Fürst und Herr,

„Dieser Supplique wissen wir nichts weiteres beyzu„fügen, als daß in dem Marktflecken Malterdingen, „dem Botten von Zeit zu Zeit aus dem commun „aerario eine Montur angeschaft werde, wie solches „die Gemeinds Rechnungen zeigen: Womit wir in devotestem Respekt ersterben.

Und diesmal sollten die Eichstetter mehr Glück haben. Denn die Karlsruher Behörden ließen sich durch die leider nicht wegzuleugnende Tatsache, daß der Malterdinger Bott aus der Dorfkasse hin und wieder eine neue Montur erhielt, erweichen und bewilligten für dies eine Mal den Eichstettern das gleiche Recht. Und so erhielt das Oberamt Hochberg die Antwort, die lautete:

„Ohnerachtet die bei mehrern Vorgesetzten in dem „Oberamt Hochberg vorgenommene Uebertrettung der „Commun Verordnung Uns veranlassen Könnte, den „Eichstätter Vorgesezten die auf die Montur des dasi„gen Dorfbotten überflüssig verwendete 15 Gulden 35 „Kreuzer zur Bezahlung noch ferner hinzuweisen; So „wollen wir dennoch auf deren abermalig unterthst. „Bitten vor dißmalen geschehen lassen, daß befragte 15 „Gulden 35 Kreuzer aus dem Eichstetter Commun „aerario abgetragen werden; Befehlen anbei aber „ernstl., daß dieser wie all anderer ohnnötiger Kosten „Aufwand bei dieser Commun fürohin, und eben so „die Montierung des Malterdinger Dorfbottens bei„sonstiger zu gewarttender Heimweisung zur Selbst„bezahlung unterbleiben solle.

„Ihr habt demnach solches gehörig zu publiciren, „und auch darnach zu achten.

Also brauchten die Eichstetter die schöne Montur ihres Dorfbotten nicht aus eigener Tasche zu bezahlen und hatten überdies die Genugtuung, daß auch die Malterdinger in Zukunft ihrem Dorfbotten keine Montur aus der Gemeindekasse mehr kaufen durften, denn: was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig.

So geschehen im Jahre des Herrn 1771.

DER ADOLF-HITLER-KOOG

Wenn vor Jahrzehnten und Jahrhunderten die Sturmfluten der Nordsee die Westküste Schleswig-Holsteins immer wieder annagten, die mühsam aufgebauten Deiche wegrissen und fruchtbares Land Opfer der See wurde, wenn in einer einzigen Oktobernacht des Jahres 1634 die größte Insel Nordstrand völlig zerstückelt wurde, dann weiß man, daß der „blanke Hans" ein gefräßiger Räuber ist, der einen Streifen Land nach dem andern sich holte und das Meer dort walten ließ. Und doch ist die landläufige Meinung nicht ganz richtig, daß der Mensch nur das Land sich wiedereroberte, was das Meer ihm einst entriß. Schon um die Jahrhundertwende war dem Meer weit mehr abgerungen, als es je erobert hat — soweit jedenfalls wirkliche Ueberlieferungen uns aus geschichtlicher Zeit erhalten sind. In der Zeit davor geht jedoch aus Niveaumessungen unzweifelhaft hervor, daß die Nordseeküste weit westwärts gelegen haben muß. Das Land, das jetzt ununterbrochen an der deutschen Nordseeküste gewonnen wird, kann nur vor Urzeiten Land gewesen sein, Jahrtausende hindurch war es jedenfalls Meeresboden. Nur um die Halligen ist der Mensch noch im Angriff, dort muß er vom Festland aus wiedererobern, was vor Jahrhunderten noch sein war.

„Der Spaten macht das Land", sagt ein alter Dithmarscher Spruch. Und die Anfänge der Landgewinnungsarbeiten reichen auch Jahrhunderte zurück, Dithmarscher, Holländer und Friesen versuchten, dem Meer Neuland zu entreißen. Aber die Kräfte waren viel zu verzettelt, die Deichbauten nicht einheitlich, die eingesetzten Mittel zu gering — daher blieben viele Erfolge nur Stückwerk. So ging es Jahrhunderte und Jahrzehnte hindurch, bis die nationalsozialistische Regierung ihr Amt antrat. Sie wußte, daß nur durch den gleichzeitigen systematischen Einsatz aller Kräfte an ein wirkliches Vorwärtskommen zu denken ist. Die erforderlichen Maßnahmen wurden erwogen und erfolgversprechende Pläne in die Tat umgesetzt.

Das größte Neuland entsteht zur Zeit an der nordöstlichen Ecke der Elbemündung. Hier wird der große Adolf-Hitler-Koog, ein über 1200 Hektar großes Gebiet, wo bisher das Meer unumschränkt herrschte, eingedeicht. Zuerst trieb man Lahnungen ins Watt, die die Strömungen unterbanden und den Schlick fingen. Sobald der Schlick eine bestimmte Höhe erreichte, wurde gegrüppelt; in den Schlick wurden Gräben gezogen und der Schlick aus den Gräben auf Beete geworfen. Diese Arbeit mußte immer wieder gemacht werden, die durch die Pfahlreihen gebändigte Strömung der Flut schlickte die Gräben ständig wieder zu. So wuchsen langsam die Beete in die Höhe; auf ihnen siedelte sich bald der genügsame Queller an, der mit seinen Wurzeln den Schlick festhielt. Nach und nach machte der Queller jedoch Gräsern Platz, Gänse und Schafe fanden gute Nahrung.

Deichreif wird das frühere Watt, sobald der Schlick eine Höhe von 30 bis 50 Zentimeter über Mittel erreicht. Diese Höhe ist Voraussetzung, denn sonst würde man durch die Eindeichung kein fruchtbares Ackerland, sondern ertraglosen Sandboden gewinnen. Mensch und Natur haben, wo der Adolf-Hitler-Koog entsteht, diese Vorarbeiten bereits geleistet, jetzt wird ein Deich gebaut, der das frühere Wattenmeer in fruchtbares Ackerland verwandelt. Ueber siebeneinhalb Meter hoch wird dieser Winterdeich, dessen Fertigstellung mit aller Energie betrieben wird. Dieser Deichbau ist Terminarbeit, die bis zum Oktober fertig sein muß, denn dann beginnen die gefährlichen Weststürme, in denen der neue Deich bereits seine Feuerprobe ablegen muß.

Die Erde zum Deichbau wird dem Vorland entnommen, ununterbrochen fauchen an die zwanzig Feldlokomotiven auf den Schmalspurgleisen herum, um den trockenen Schlick zum Dammbau heraufzubringen. Ununterbrochen müssen die Gleise verlegt werden, seitwärts, höher, vorwärts, die Gleiskolonne hat unablässig zu tun. So wächst der Deich empor bis zur geforderten Höhe und Breite; dann werden die Böschungen planiert und mit Tausenden von quadratischen Grasplatten belegt; ziemlich steil fällt der Deich ab ins Hinterland, sanft und flach zum Meer, damit die nagenden Wogen keine Angriffspunkte finden. Und vor dem Deich ragen frische Lahnungen ins Watt, die von neuem Schlick fangen — nach Jahrzehnten, wenn hier wieder deichreifes Vorland entstanden ist, wird der jetzige Deich vielleicht im Hinterland stehen, aber er wird auch dann aus Sicherheitsgründen erhalten bleiben. Jetzt aber hängt von diesem Deich alles ab; wenn er fertig ist, warten 1200 Hektar auf den deutschen Bauern. Neun Kilometer wird der Deich lang, der das Neuland schützen soll. Einundachtzehntel Millionen Kubikmeter Boden werden herbeigeholt, um diesen Deich stark genug zu machen. Gefährliche Priele werden durch Saugbagger zugeschlämmt, bei Flut würde die Strömung in den Prielen leicht den Damm unterspülen. Bäche, die sich bisher in das Meer ergossen, werden zugeschüttet oder kanalisiert, der Abfluß ins Meer wird durch Siele geregelt. Dabei arbeitet hier kein Bagger, keine Maschine außer den Feldbahnen: möglichst viel Arbeitskräfte sollen hier untergebracht werden.

Aber noch ist der Koog nicht reif für den Pflug. Noch immer ist der Schlickboden feucht, Entwässerungsgräben und Drainageleitungen müssen erst die überschüssige Feuchtigkeit herausholen, die durch Siele ins Meer abgeführt wird. So ein Siel ist eine kleine Schleuse, deren Tore bei Ebbe geöffnet werden und bei Flut geschlossen. Auch für den Fischerhafen Friedrichskoog, der jetzt mitten im Neuland liegt und an dem sich über 300 Fischer angesiedelt haben, muß eine Schleuse gebaut werden, Trinkwasserleitungen, die Gehöfte im Koog mit frischem Süßwasser versorgen, feste Straßen gebaut, erst dann beginnt die Besiedlung des Adolf-Hitler-Koogs; 50—60 Vollbauernstellen zu je 20 Hektar werden geschaffen, 100 Kleinsiedlungen entstehen hier, in denen die Stammarbeiter untergebracht werden, aber auch Handwerker und Gewerbetreibende.

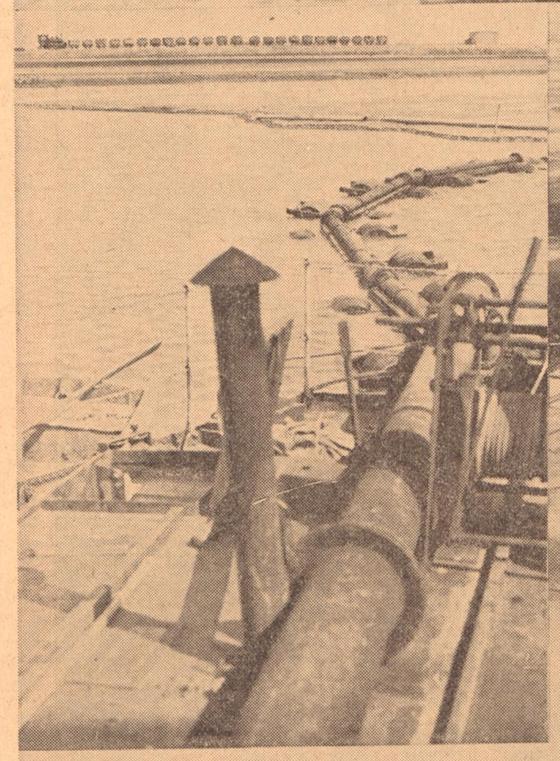
Im nächsten Herbst werden im Adolf-Hitler-Koog fruchtbare Aecker Zeugnis ablegen von der gewaltigen Tat, zu der sich die deutsche Regierung entschloß. Aber dieser Adolf-Hitler-Koog ist nur ein Punkt des umfassenden Arbeitsbeschaffungsprogramms, und wenn im Koog unter dem Schutz des mächtigen Deiches blühendes Leben sich entwickelt, dann arbeiten vor dem Deich bereits wieder Kolonnen, die hier neues Vorland schaffen.

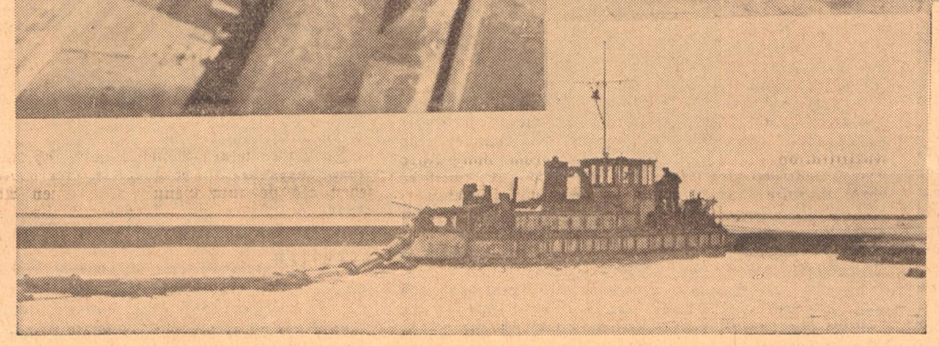
Das Werk, das die nationalsozialistische Regierung hier begonnen hat, ist verpflichtend für Generationen. —rn.

Copyright Scherl-Berlin.

Links: Lahnungen zur Beruhigung des Wassers

Rechts: Die Feldbahngleise bedürfen dauernder Stützarbeit





Oben: Vor einem Jahr noch Meer, jetzt bald Land!

Links: Spülbagger an der Arbeit

Unten links: Die Priele werden mit Schlick zugeschüttet

Die Frau des BAHNWÄRTERS

Eine Geschichte von Paul Ernst

Ich saß mit meinem Freunde auf dem Balkon vor meinem Arbeitszimmer. Im Garten unter uns begannen die Frühäpfel an den Bäumen zu schwellen, die Zweige der Stachelbeersträucher bogen sich schwer zur Erde; an den Stangen blühten lustig weiß und rot die hochgekletterten Bohnen.

Ueber der Balkontür nistete ein Rotschwänzchen. Die Jungen waren schon recht groß und drängten sich in dem Nest; fleißig flogen die Alten ab und zu; wenn sie ankamen, setzten sie sich erst auf den Dachrand uns gegenüber und sahen mißtrauisch zu uns, ob wir sie auch nicht beobachteten; wenn sie uns in unser Gespräch vertieft bemerkten, dann huschten sie eilig auf den Rand des Nestes; ein allgemeines Schreien der Jungen begann; das eine Junge wurde befriedigt, alle verstummten, und die Alte flog wieder davon, um neue Nahrung zu holen.

„Wie friedlich das alles ist", sagte mein Freund; „und doch ist jede Raupe, jede Fliege, welche der Vogel den Kleinen bringt, ein lebendes Wesen gleich ihm; wir hören den Jubel der Jungen, sehen die liebevolle Aengstlichkeit der Alten; aber der Jammer des zerrissenen Insekts dringt nicht an unser Ohr, seine verzweifelten Windungen sehen wir nicht."

Ohne einen Uebergang zu machen, und doch offenbar durch die Vögelchen veranlaßt, erzählte mein Freund mir nun folgende Geschichte.

„Wir haben oft darüber gesprochen, wie wenig bedeutend für unser eigentliches Leben die Moral ist, deren angebliche Gesetze gewöhnlich als so wichtig hingestellt werden; und wie die Lehren unserer Kirche in den schwankenden, vieldeutigen und umfassenden Begriff der Sünde so sehr viel tiefer sind, wie dieser bürgerliche Moralglaube. Wir haben einmal von der Lehre über die Sünde wider den Heiligen Geist gesprochen, die uns so dunkel und schauerlich erschien. Ich habe nun einen Vorfall erlebt, bei dem mir klar geworden ist, wie wir uns für unsere heutigen Vorstellungen dieses fürchterliche Dogma deuten können.

Etwa eine Viertelstunde von meinem Gutshof, gerade wo die Strecke ziemlich stark bergab geht, liegt, wie du weißt, ein Bahnwärterhäuschen. Der Wärter hat eine Weiche zu besorgen, welche etwa zwanzig Schritte von dem Häuschen entfernt ist. Gleich nach Mittag kommen kurz hintereinander zwei Züge, ein gewöhnlicher Personenzug und ein Schnellzug. Der Mann muß den Personenzug vor seiner Tür stehend erwarten, der auf ein totes Gleis fährt, dann schnell die paar Schritte laufen und die Weiche umstellen für den Schnellzug; der Personenzug hält, bis der Schnellzug vorübergefahren ist; der Wärter stellt die Weiche wieder anders, läuft zu dem Personenzug, winkt, der Personenzug fährt zurück und kommt wieder auf das große Gleis, um hinter dem Schnellzug herzufahren. Wenn der Mann die Weiche nicht umstellt, so fährt der Schnellzug auf der abschüssigen Bahn mit aller Wucht auf den Personenzug, und Hunderte von Menschenleben werden vernichtet.

Die Leute in dem Wärterhäuschen, ein junges Ehepaar, hatten einen dreijährigen Knaben. Der Vater war ängstlich mit dem Kind und ließ es um die Zeit, wo die Züge kamen, nie vor das Haus. An einem Sonntag bettelte der Knabe, er wolle seine Fahne nehmen und auch vor dem Hause den Zug erwarten, wie der Vater. Auf das Zureden der Mutter erlaubte es der Mann; als der Personenzug langsam heranzog, stand er in seiner Gartentür, in der linken Hand die Fahne schulternd, mit der Rechten den anmutigen Knaben haltend, der mit der andern Hand die Fahne hielt wie der Vater. Aus dem Fenster sah, die Hand über die Augen gelegt, die Mutter dem heitern Bild zu; Führer und Heizer des langsam rollenden Personenzuges nickten und riefen einen Gruß herüber; Reisende lachten und winkten dem Kinde zu, das ernst und fest wie ein Erwachsener mit der Fahne dastand.

Während die letzten Wagen rollten, hörte die Frau in der Küche ihre Kaffeemilch überkochen; sie eilte vom Fenster, rückte ihre Milch ab und streute Salz auf die Herdplatte. Inzwischen hatte der Mann die Hand des Knaben losgelassen, rief der Frau zu, daß sie kommen solle, um ihn zu halten, und lief zu seiner Weiche. Im Laufen sah er sich, getrieben durch irgendeine Angst, indessen schon der Rauch des Schnellzuges vor ihm aufqualmte, einen Augenblick um; da sah er, wie das Kind hinter einem bunten Schmetterling gerade in den Gleisen des Schnellzuges lief. Er rief aus Kräften nach seiner Frau und lief dann weiter zu der Weiche; wie er niederdrückte, sah er sich wieder um; die Frau hatte das Rufen nicht gehört, das Kind lief weiter. Nun rief er dem Kind zu, schrie in seiner Angst; das Kind erschrak, blieb stehen und wußte nicht, was es tun sollte; die Mutter stürzte aus dem Hause, da rasselte schon die Lokomotive klirrend über die Weiche.

Man hat dem Mann nachher eine Anerkennung zuteil werden lassen. Ich finde das falsch, denn er hatte ja nichts getan, wie seine Pflicht. Es gehört mit zu den bürgerlichen Empfindsamkeiten unserer Zeit, daß man eine solche Selbstverständlichkeit für etwas Besonderes hält. Ich will ja nicht sagen, daß jeder Mann so gehandelt hätte wie dieser, der sein Kind zum Opfer brachte; aber wer nicht so handelte, der hätte sich einer Pflichtvergessenheit schuldig gemacht.

Für den Bahnwärter war das Stellen dieser Weiche sein Lebenszweck und sein Lebensgrund. Er durfte nur leben, weil man ganz sicher war, dieser Mann wird unter allen Umständen die Weiche stellen. Hätte er einmal einen Menschen ermordet, so wäre er ein Mörder gewesen, natürlich. Aber Gott kann einem Mörder vergeben. Hätte er aber, um sein Kind zu retten, die Weiche nicht gestellt, so hätte er eine Sünde begangen, die Gott nicht vergeben kann, denn er hätte gegen den Grund gefrevelt, der ihm das Leben erlaubt. Das wäre die Sünde gegen den Heiligen Geist gewesen."

Ich versuchte, eine Einwendung zu machen. Er schnitt meine Worte mit einer Handbewegung ab und fuhr fort:

„Ich weiß, du willst mir sagen, daß meine Deutung nicht mit der üblichen Erklärung der Lehre übereinstimmt, welche von einem Sichverhärten gegen die Wirkung der göttlichen Gnade auf uns spricht. Aber man faßt da den Begriff der göttlichen Gnade zu eng."

Ich sah in sein Gesicht, als er die folgenden Worte sprach: „Ein jeder von uns lebt, darf leben, nur durch eine besondere göttliche Gnade. Glücklich der Mensch, der weiß, daß er eine Weiche zu stellen hat, damit ihm die Gnade zuteil wird, der nicht zweifeln muß, ob er die Gnade nicht mißbraucht." Sein Gesicht war fahl geworden, die Augen schienen tief gesunken zu sein.

Nach einer Pause fuhr er fort:

Volk an der See

Ein Nordsee-Roman von Ferdinand Zacchi

Es ist später Abend geworden. Um den Tisch beim Bauersmann Heme Haraldsen sitzen der alte Ohm, Detlef, Frau Anken und Harald. Wieder klappern und rütteln die Luken vor den Fenstern; aber diesmal ist es der junge Lenzwind, der tollt und lacht. Und doch sind die Gedanken der drei stillen Menschen wohl bei jener sturmüberfüllten Novembernacht, in der das fremde Schiff draußen kenterte und in der Boy Boysen aus Steenshövd bei der Rettungsarbeit ertrank. Heute ist das Totenschiff ins Treiben gekommen. Das Nebelhorn rief die Männer wieder ins Boot. Heme ist wieder mit draußen. Bis zum Dunkelwerden stand die halbe Inselbevölkerung am Strande und verfolgte den schweren Kampf der Leute mit dem treibenden Wrack.

Nun hören die gespannten Sinne der Frau den schweren, langsamen Schritt des Mannes auf dem Pflaster vor dem Hause. Die Tür geht auf und in der Schwelle steht der große Bauer Heme Haraldsen, der heute Seemann ist, im triefenden Oelzeug. Aber sein Gesicht ist ruhig und zufrieden. Er sagt zunächst nichts, legt den Südwester ab, zieht das schwere Zeug und die hohen Stiefel aus, geht in die Tenne, um sich zu waschen, und kommt dann langsam wieder in die Stube.

Als er auf seinem Platz am Tische sitzt, sagt er bedächtig: „Das war ein hartes Stück; aber nun haben wir die beiden Engländer geborgen. Sie können ihre Ruhe auf unserem Kirchhof bekommen."

Die alte Standuhr in der Ecke läßt das lange Pendel zehnmal geruhig ausholen, ehe wieder ein Wort fällt. Denn es sind ernste Gedanken im Raum.

„Ist es nicht an der Zeit, Heme, daß du aus der Rettungsmannschaft zurücktrittst?" fragt Frau Anken mit verhaltener Sorge in der Stimme. „Du bist an die fünfzig bald; da sind jüngere Männer, die den freiwilligen Dienst übernehmen können."

Heme hebt das Gesicht und sieht seinen großen Jungen an. „Zwei Jahre mag das Oelzeug noch für mich in der Diele bereithängen; dann wird es Harald passen."

Da läuft eine Glutwelle über das Gesicht des jungen Haraldsen. Und da geht Heme in seiner geraden Art gleich auf die Sache los, die ihn bewegt seit Tagen: „Harald, ich will dich nicht zwingen, Bauer zu werden, wenn du lieber zur See willst; ich habe dich damals —"

Frau Anken hat einen leisen Schrei ausgestoßen, der das Wort des Mannes hemmt.

„Was — was sagst du da, Vater?! Harald ist unser einziger. Wer soll denn sonst den Hof haben, wenn nicht er?! Und auf das wilde Wasser hinaus lasse ich den Jungen nicht. Er denkt ja selber nicht daran. Wie kannst du nur solchen dummen Schnack anfangen..."

Da steht Harald auf, wortlos, aber erregt und rasch, reicht dem Vater die Hand und sagt nichts, kann nichts sagen vor Freude und Ueberraschung. Dann rennt er aus der Stube, reißt den Südwester des Vaters vom Nagel und stürmt hinaus in die drängende Frühlingsnacht, hinauf an die See. Der Wind, der über das Meer kommt, ist mächtig und groß wie das Gesetz und die Liebe.

Am selben Abend sitzt Pastor Martin Grell in seinem Arbeitszimmer beim Lampenschein. Er ist bei dem Amtsvorsteher gewesen, hat sich das Schreiben von der Regierung zeigen lassen, ist in einen großen Disput mit Knud Wögen Knudten gekommen über den Dammbau und hat seinen Willen zur Durchführung des Planes tüchtig an der gleichen Ansicht des Vorstehers gestärkt. Sie sind übereingekommen, trotz der ablehnenden Haltung der Kirchspielsvertretung alles zu versuchen, den Bau durchzusetzen. Der Vorsteher will den Antwortbrief n die Behörde noch einige Tage zurückhalten, damit

währenddem Pastor Martin Grell in einer großen Volksversammlung, zu der jedermann geladen werden soll, aus dem kleinen Nein der Vertretung ein großes Ja der Bevölkerung mache.

Männerbildnis
Der charaktervolle Kopf des Vaters des Dichters
Gustav Frenssen

Nun sitzt der Pfarrherr von Sanct Petri auf Sandhörn in seinem Stuhl am Schreibtisch und entwirft die Rede, die er halten will. Er hat einen ganz kühnen Plan. Er will alle Insulaner einladen. Aber da ist kein Saal, der mehr als 400 Menschen fassen kann. Heute ist es Freitag, denkt der Pastor. Er steht auf und klopft ans Wetterglas: es steigt. Dann ist's gut. Er will am kommenden Sonntag eine große Volksabstimmung unter freiem Himmel veranstalten! Ja, das will er. Und nun zündet er in seiner beweglichen Seele die Lichter für die große Rede, die er halten will. Erst spät in der Nacht kommt er zur Ruhe. Und noch lange liegt er in seiner Bettstatt und ist voll von den Dingen, die so unerwartet zu ihm gekommen sind.

Am andern Morgen läuft der große Buerstock von Haus zu Haus. Sonntag nachmittags 4 Uhr ist an der Düne Wittsand eine große Volksversammlung zur Aussprache und Entscheidung über den Dammbau nach dem Festland.

Nachmittags werden auf dem alten Insel-Friedhof die beiden geborgenen Toten bestattet. Pastor Martin Grell hält vor einem kleinen Kreise eine Grabrede, die keine Höhe findet. Sein Sinn ist schon ganz bei der anderen Sache. Lasset die Toten die Toten begraben — sagt etwas ironisch Grote Gehlen, als er von dieser nüchternen Beerdigung neben Heme Haraldsen dorfzu geht.

Sonntag. Als ob alle Himmel mit dem Plan des Pastors im Bunde sind! Wie ein herrliches blaues Zelt spannt sich der Himmel über Sandhörn. In der Höhe hängen die Lerchen und singen und singen. Die goldene Lichtflut der Sonne fließt durch den hohen Raum. Das Meer aber ist wie ein grünseidiges Tuch, das gebreitet liegt bis ins Endlose.

Aus der Tiefe der grünen Marsch, von der Höhe der weiten Geest kommen die Insulaner herauf zum hohen Wittsand, auf dem Melf Melfsen die blau-rot-goldene Flagge der Friesen gehißt hat, so daß ihr wunderbarer Farbendreiklang weithin leuchtet und ruft. Alles ist da, was Atem hat, von dem ganzen Eiland: Männer, Frauen, Jugend. Nie vorher sah man hier ein solches Bild. Von Dünsteede, von Lüttenoog, von Steenshövd, von Geelbörp kommen die Menschenzüge heran, unentwegt, unübersehbar. Die Frauen sind wieder in ihrer stolzen Tracht, die Männer haben das beste Zeug angetan. Der weiche Maiwind kämmt durch eine Flut von Blond, die liebe Sonne lacht in ein Meer von Blau.

Und nun stehen die verwetterten Mannsleute in dichten Reihen auf der großen Düne, lagern am Abhang die Frauen, drängt sich in der Tiefe die Jugend. Man hat einen Rednerstand auf dem Gipfel von Wittsand errichtet. Der Vorsteher Knud Wögen Knudten besteigt ihn, reißt eine alte Schiffsglocke hoch und läßt ihren tiefen Klang dreimal über die große Versammlung hinsingen. Die Menge verstummt im weiten Rund, nur das Rauschen der See ist in der Tiefe und der Sang der Lerchen in der Höhe.

„Landsleute!" ruft der Vorsteher, ihr wißt, warum ihr heute hier nach Wittsand geladen seid. Ich bin stolz auf diese große Versammlung, und ich heiße euch herzlich willkommen. Ihr habt gehört, daß man uns anbietet, einen Damm zu schlagen vom Festland bis hierher. Ihr wißt, daß eure Vertretung mit einer knappen Mehrheit diesen Plan verworfen hat. Nach unseren alten Gerechtsamen hat ein Volksthing die Möglichkeit, schwerwiegende Entschlüsse nachzuprüfen und sie kraft des Mehrheitswillens anzunehmen oder umzustoßen. Ich fordere euch auf, das Wort zu nehmen. Wer will sprechen?"

Grote Gehlen springt vor. „Freie Friesen", ruft er, „seht euch das Bild an! Wir stehen hier im Angesicht unserer Heimat wie ein Volk Gottes. Wir stehen auf freiem Boden, das Meer rundum zu unseren Füßen, den Himmel über uns. Wir sind ein Volk der Not. Aber die Not segnet uns mit Kraft und Genügsamkeit. Wir leben im Geiste unserer Altvorderen, und so muß es bleiben! Der Damm wird uns verderben. Er ist ein Griff nach unserer Freiheit. Ich will keine weiteren Worte machen. Wir müssen uns wehren gegen diesen Plan. Stimmt ihn mit mir nieder!"

Brausend bricht ein Hoch herauf zum Redner; die Hände vieler recken sich empor...

Melf Melfsen steht oben. „Landsleute! Laßt uns zweimal rechnen, ehe wir den Schlußstrich ziehen. Geht es uns wirklich so gut, daß wir den Plan großprahlig ablehnen können? Bringt er uns wirklich nur Sorge und Gefahr? Können wir es überhaupt verantworten, diese große Arbeitsmöglichkeit zu verschmähen? Wir können nicht leben von schönen Worten wie Freiheit und Heimat. Der Damm ist eine Geldstraße zu uns herüber. Es wird dem Landmann und Seefahrer besser gehen, wenn dieser Weg zu Sandhörn herankommt. Wir wären dumm und töricht, wenn wir diese Gelegenheit nicht ausnutzen würden. Wir müssen zugreifen mit beiden Händen, denn wir haben Hilfe und Zuwachs nötiger denn je. Gebt euer Ja, ihr werdet es nicht bereuen!"

Auch dieser Redner hat starken Beifall. Aber keiner weiß, wie die Abstimmung werden wird. Es reden noch Hark Harken und Heme Haraldsen. Sie reißen das nieder, was Melf Melfsen gesagt hat. Der Damm fällt, denkt jeder. Da besteigt Pastor Martin Grell den Rednerstand. Es wird still rundum. Nach welcher Seite hin wird er gehen? denken alle.

„Männer und Frauen! Ich darf das stolze Wort Friese nicht auf mich anwenden. Ich kann nicht aus großer Erfahrung reden, wenn ich die Vergangenheit dieser Insel schildern soll, denn ich bin noch nicht lange hier. Ich kann nicht an meine Brust klopfen und sagen: meine Väter und Urväter haben hier ungebunden und frei gelebt, so will auch ich hier leben und so sollen auch meine Kinder und Enkel hier leben. Und ich bin der letzte, der es wagen möchte, das Gut des Ueberkommenen zu schmälern oder gar zu verachten. Aber ich habe eine lange Lebenserfahrung. Ich sehe seit Jahren hinein in viele Häuser und Herzen. Die Not der Zeit brennt in meiner Seele Tag und Nacht. Es ist wahr, wir stehen hier auf herrlich freier, kühner Scholle. Aber kann sie uns so ernähren, wie wir es wohl alle möchten? Könnten wir nicht ganz gut noch einen regeren Sommerverkehr haben und eine bessere Verbindung mit dem großen Festlande auch im Winter? Es ist wahr, die See rauscht königlich frei rund um unsere Insel. Aber hat der Fahrensmann und hat der Wattenfischer sein reichliches und sicheres Brot? Könnten wir nicht ganz gut noch manche Fracht, manche Bestellung von drüben gebrauchen? ... Und dann: ist nicht doch so manches, was wir sonst noch entbehren? Hilfe bei Krankheit, Rat bei Verzagtheit, Beistand in Sturmnächten! Ja, ist nicht auch die Inzucht hier draußen eine Gefahr und ein Verhängnis für die Menschen? Müssen wir nicht froh sein, wenn hier künftig frische Kraft und neuer Unternehmungsgeist herüberkommen? Ja, ich gehe so weit, daß

Titus wird Soldat

Von Walter Bloem

„Bis jetzt ist meine Geschichte ja nicht sehr neu. Aehnliches ist schon oft vorgekommen. Aber nun folgt das Merkwürdige.

Der Mann wurde also wegen seiner Tat belobt und von allen Leuten gepriesen. Ob ihm diese Anerkennungen nicht schmerzlich oder peinvoll gewesen sind, kann ich nicht sagen. Er war ein stiller Mann, der nicht aus sich herausging.

Aber nach einigen Wochen kam die Frau zu mir. Sie verlangte meinen Rat. Ich kann ihren Gedankengang nicht wiedergeben; das ist aber auch nicht nötig. Es kam alles darauf hinaus, daß sie nicht mehr mit dem Mann zusammenleben könne, der vor seinen Augen das Kind habe überfahren lassen, ohne ihm zu helfen, und daß sie sich von ihm scheiden lassen wolle.

Ich versuchte auf die Frau zu wirken; ich sagte ihr: ‚Er hat doch seine Pflicht getan." Die Frau schüttelte den Kopf, zupfte an ihrem Schürzenzipfel und sah dann still zur Erde. Endlich sagte sie: „Ich kann ja schon nicht an einem Tische mit ihm sitzen. Wenn er kommt, so stehe ich auf. Ich habe keinen Haß gegen ihn; aber ich kann nicht."

Es wurde mir plötzlich klar: was diese Frau trieb, von ihrem Mann zu gehen, das war dasselbe, was den Mann getrieben hatte, seine Pflicht zu tun. Es wäre eine Sünde wider den Heiligen Geist gewesen, wenn sie bei ihm geblieben wäre. Und so ging sie denn von ihm.

Was mit dem Mann werden soll, weiß ich nicht. Er ist ja doch noch ein junger Mensch. Vielleicht fängt er an zu trinken; ich weiß keinen anderen Ausweg für ihn; denn ich glaube nicht, daß er genug Klarheit hat, um an Gott zu glauben. Ja, wenn er an Gott glauben könnte, so wäre ihm geholfen.

Die Rotschwänzchen fliegen ab und zu und bringen Würmer, Raupen, Käfer und allerhand andere Tiere für ihre Jungen. Wenn wir schwach sind, dann denken wir wohl: das Schicksal dieses Bahnwärters hat keinen anderen Sinn, wie das Schicksal dieser Tierchen, die von den jungen Vögeln verzehrt werden. Aber wenn wir ganz unserer mächtig sind, dann wissen wir: das ist falsch. Es hat doch einen Sinn, daß der Mann seine Pflicht tut, daß die Frau von ihm gehen mußte. Sie haben beide recht gehandelt."

„Die Frau hat sicher unmoralisch gehandelt", sagte ich; „dennoch glaube auch ich, daß sie im Recht war."

Titus ist ein isabellenfarbiger ostpreußischer Halbblut-Wallach mit schneeweißer Bläße, mattweißen Fesseln, ungekürztem Schweif. Er war lang seines Züchters Reitpferd. Aber eines bitteren Tages ist Titus an den Tattersall einer benachbarten Großstadt verkauft. Er schleppt, was sein neuer Chef ihm aufpackt. Schlanke Jungen von sechzehn, die nach zwei Reitstunden im Sattel kleben wie drin geboren, und Dickbäuche, die sich hinauf und hinunter heben lassen müssen. Beim Trab schaukeln sie. Die besten sind immer noch die steifbeinigen alten Herren, die einmal richtige Reiter waren, nur daß die Knochen morsch bis zum Zerbrechen geworden sind.

Titus weiß, daß das Schönste vom Leben vorüber ist. In die geliebte Weite der Wälder und Wiesen kommt er nur noch zur guten Jahreszeit und bei schönem Wetter hinaus.

Und doch: gänzlich unerwartet kommt etwas, das Titus sich niemals hatte vorstellen können.

Plötzlich ist alle gewohnte Ordnung auf den Kopf gestellt. Es kommen keine Schüler zum Reitunterricht. Die Stallmeister, die Stallknechte treten spät und hastig an — sie sehen ganz anders aus als sonst, tragen seltsame Röcke, Hosen, Mützen von der gleichen stumpfen Farbe und dem gleichen Schnitt. Ein Kollege nach dem anderen wird aus der Box geholt und gesattelt, ein Stallknecht sitzt auf, hinaus mit den Zweien.

Es liegt etwas Großes in der Luft, es scheint, es wird noch einmal wieder eine Lust sein zu leben ...

Dann geht's Schlag auf Schlag. Titus ist wieder Glied einer großen Gemeinsamkeit. Zwar ist sie längst nicht so bunt und blinkend wie damals, alle Farben sind glanzlos und gedämpft. Aber das Gefühl des großen, machtgeschwellten Zusammenhanges ist da, die Ahnung eines gewaltigen, sinnvollen Tuns, das wundervoll erhöhte Daseinsgefühl . .

Es ist alles so wie damals. Ein einziger Herr ist da, dem Titus mit Wonne gehorcht. Ein Knecht ist da, der Titus striegelt und füttert. Und wir werden mehr und immer mehr, in den ummauerten und von hohen Gebäuden umstandenen Hof, in dem wir jetzt daheim sind, strömen immer neue Wogen von Männern und Pferden herein. Nach wenigen Tagen sind wir, scheint's, alle beisammen, es geht mit Kling und Klang durch die Straßen zu dem lang hingestreckten Gebäude mit den vielen blinkenden Eisensträngen, den Hallen und Rampen. Dann kommt der rollende Stall und das lange schreckliche Geschaukel im Halbdämmer.

Schließlich geht auch das zu Ende. Ein endloses Marschieren beginnt, tagelang, halbe Nächte lang. Es ist sehr ermüdend und stumpfsinnig, gut, daß man so viele Gefährten um sich sieht, die genau so scharf herangenommen werden.

Doch jetzt kommt ein Tag, da wird es wieder anders. Die Marschkolonnen verlassen die Straße und versammeln sich zu mächtigen Gevierten, es ist ein gewaltiges Sichstraffen und Aufrecken in jedem einzelnen, ob Mann, ob Roß. Titus spürt genau, sein Herr ist sehr erregt, aber er zwingt sich zur Ruhe und Haltung, also tut Titus es auch, obwohl das Fieber aus seines Herren Nerven auf ihn überströmt.

Ein Getöse klingt auf, wie es auch damals brauste, in den Tagen des frisch fröhlichen Spiels auf der Heide. Diesmal klingt es schärfer, durchdringender. Man kommt an einer Stelle vorbei, da stehen diese seltsamen Wagen aufgefahren mit nur einem Räderpaar, und es liegen lange, baumstämmige Rohre darauf, die zuweilen plötzlich einen fürchterlichen Ton von sich geben, wie das Aufbellen eines Dorfköters — aber ins Riesenhafte verstärkt — und dann fährt eine Flamme heraus, ein weißer Koloß, der sich aufbäumte bis ins Himmelsblau.

Heut lastet über dem ganzen Tun ein finsterer Verbissener Ernst. Titus spürt's am Sitz des Herren, an der achtlosen, heftigen Weise, wie er die Hülsen gibt, als dächte er gar nicht an das atmende, herzklopfende Stück Leben zwischen seinen Schenkeln. Die Schar von Männern, die genau so achtsam und willig den Befehlen des Herren folgt, wie Titus seiner bloßen Willensregung gehorsamst, zeigt auf allen Gesichtern den gleichen grimmigen, gesammelten, angespannten Ausdruck. Noch stecken wir mitten drin in einem Gewirr von Männerhaufen. Aber zwischen ihnen hastet ein Hin und Her von Berittenen, rasche Befehle flattern, jeden Augenblick verändert sich in der gleichen Richtung, quer über Aecker, Wiesen wacholderstruppiges Oedland — dorthin, wo das unheimliche Getöse brodelt, nach vorn.

Und nun geschieht etwas Unbegreifliches. Unserm Marsch entgegen schwillt ein scharfer, gurgelnder Ton. Dann kracht's in den Lüften, drei-, viermal blitzt's, weiße Bällchen von Qualm stehen in der blauen, sonnendurchgoldeten Luft, jetzt prasselt etwas auf uns nieder, ein Regen, ein Schloßenhagel glühheißer schwarzer Kugeln. Wen sie treffen, ob Mann, ob Pferd, der stöhnt kurz und erschrocken auf, gerät ins Wanken, taumelt, stürzt vornüber, bleibt zuckend oder regungslos liegen.

Titus begreift das alles nicht. Immer und immer wieder braust's und orgelt's von vorn in den Lüften heran, prasselt der eiserne Regen, schleudert Mann um

ich sage: unsere Seele braucht die Fühlung mit der größen Welt dort draußen, sie will sich befruchten in Religion, Kunst und Wissenschaft. Unseren Kindern winkt neuer Inhalt. Wir haben gar kein Recht, uns hier draußen abzuschließen; wir sind ein Teil des Ganzen, und Gott der Herr will uns sammeln zu seiner großen Gemeinde. Laßt uns kleinliche Bedenken zur Seite stellen. Laßt uns dem Worte folgen: am guten Alten getreulich halten, am gesunden Neuen sich fröhlich erfreuen! Der Herrgott wird mit seinem Segen bei uns sein."

Alles ist still, als der Pastor geendet. Man wagt keinen Beifall und keine Widerrede. Es meldet sich niemand mehr zum Wort.

Der Vorsteher steht oben auf der Höhe. „Wir wollen abstimmen!" ruft er feierlich über die große Versammlung hin. „Seit uralter Zeit hat unser Stamm der freien Friesen das Wort gewogen und dann entschieden. Wir stehen vor einem ganz schweren Entschluß. Ich fordere die Freien auf, die Rechte zu erheben, wenn sie für den Dammbau sind!"

Hunderte von Armen erheben sich.

„Ich verlange die Gegenprobe!" Es sind zweifellos weniger.

„Das ist die Minderheit! Der Bau eines Dammes vom Festland bis hinüber nach Sandhörn ist im Volksthing mit Mehrheit beschlossen. Ich erkläre die Versammlung für beendet." (Fortsetzung folgt.)

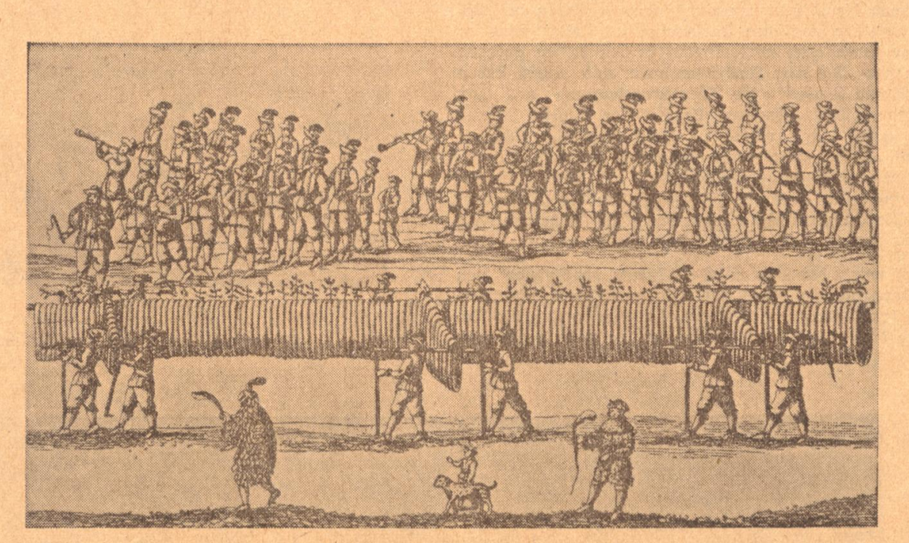
Das Kunstwerk des Monats:
Heiliger Sebastian (Unbekannter Meister am Oberrhein 1780)

Alte deutsche Handwerkerfeste

Das Handwerk soll wieder goldenen Boden haben. Wir besinnen uns deshalb mit Recht auf die Tradition und tun einen Blick in die glänzende Vergangenheit der Geschichte des deutschen Handwerks. In seiner Blütezeit hat das Handwerk nicht nur Qualitätsarbeit geleistet, sondern ist in einer Weise künstlerisch tätig gewesen, so daß wir seinen Spitzenleistungen heute staunend gegenüberstehen. Solche Leistungen waren aber nur möglich auf dem Boden eines auch kulturell hochstehenden Handwerkerstandes. Die restlose Hingabe und Liebe an den Beruf schufen die Voraussetzung dafür, daß das Handwerk nicht nur in seinen handwerklichen Leistungen geachtet war, sondern auch als kultureller Faktor gewertet wurde, ja einem ganzen Zeitabschnitt des Mittelalters seinen Stempel aufdrückte. Es sei hier nur an einige große deutsche Handwerksmeister erinnert; an den Schuhmachermeister Hans Sachs und seine Poesie, an den Goldschmiedelehrling Albrecht Dürer, der Deutschlands größter Maler wurde und an Peter Vischer, den Nürnberger Rotgießer, den Schöpfer des herrlichen Sebaldusgrabes in Nürnberg.

Es ist einleuchtend, daß in einer solchen Zeit, in der Handwerk und Kunst so eng verflochten waren und so unmittelbar im Volke wurzelten, die einzelnen Berufe auch am sonstigen Leben viel mehr beteiligt waren. Von ihnen gingen so manche Feste und Belustigungen aus, an denen die Berufsangehörigen mit Eifer teilnahmen, meist in der Gesamtheit, indem die Veranstaltungen von der Zunft ausgingen; an denen aber die ganze Bevölkerung lebhaftesten Anteil nahm, denen sogar die hohe Obrigkeit ihre Mitwirkung nicht versagte. Der Rat der Stadt begünstigte auf jede Weise die Feste, Aufzüge und Tänze der einzelnen Berufsgruppen, lieh ihnen die Stadtpfeifer, schenkte ihnen Wein usw.

Den Anlaß zu solchen Festen und Umzügen gaben die verschiedensten Ereignisse. Die Fastnachtzeit wurde von vielen Handwerkern festlich begangen. Der Besuch hoher Fürstlichkeiten wurde zum Anlaß genommen. Am liebsten benutzte man jedoch geschichtliche Ereignisse, bei denen die Zunft rühmlich hervorgetreten ist. Feste aus einem solchen Anlaß, wie wir sie z. B. bei den Münchenern Böttchern und den Nürnberger Metzgern und Messerern finden, werden weiter unten noch zu besprechen sein. Hier soll erst noch der Einrichtung des blauen Montags gedacht werden. Der Ursprung dieser Bezeichnung ist zwar nicht ganz geklärt, doch wird wohl mit Recht angenommen, daß der Name vom altdeutschen bliuwan abstammt. Bliuwan hieß soviel wie bleuen, durchbläuen sich herum prügeln. Da der Umgang in den früheren Jahrhunderten viel rauher war als heute, außerdem auch viel gezecht wurde und die Handwerksgesellen nicht gerade die sanftesten im Umgang gewesen sein mögen, klingt eine solche Erklärung der Bezeichnung blauer Montag durchaus wahrscheinlich. Wenn es nun auch auf den Zunftsstuben und Herbergen besonders am Montag zu wilden Zechgelagen zu manchem übermütigen Streich und mancher Tollheit kam, so war doch der blaue Montag kein Festtag. Gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts bildete sich die Sitte des guten Montag. Besonders in der Schreinerei- und Schuhmacherzunft bildete sich zuerst die Sitte einen Tag in der Woche freizuhaben, der erst willkürlich gewählt wurde und der Erholung und dem Bedürfnis ein Bad zu nehmen diente. Nach der Frankfurter Schuhknechtordnung (1583) betrug die Freizeit nur einen halben Tag und nach der Württemberger Schreinerordnung (1583) nur alle vier oder fünf Wochen einen Tag. Erst später als der Montag als freier Tag bereits eine feste Einrichtung war, durfte aus dem guten Montag ein blauer Montag geworden sein. Ein altes Lied über die Schuhmacher und den blauen Montag ist als scherzhafte Uebertreibung zu werten: „Montag ist des Sonntags Bruder — Dienstags liegen sie auch noch im Luder — Mittwochs gehen sie auf Leder — Donnerstag kommen sie weder — Freitag schneiden sie zu — Sonnabend machen sie Pantoffel und Schuh".



Umzug des Metzgerhandwerks zu Nürnberg 1658

Trotzdem läßt sich die Trinkfreudigkeit der damaligen Zeit gar nicht wegleugnen. Sie findet sogar in den alten Zunftordnungen gewissermaßen ihre rechtliche Sanktion. Wir lesen z. B. in einer Zunftordnung der Schneider aus dem Jahre 1658: So einer im Handwerkh ein Handwerkh zu versamblen begehrt, soll derselbige ein Viertel Wein auflegen, aber einer, der nicht im Handwerkh ist, soll zwei Viertel Wein auflegen. Wir sehen also, daß auch Versammlungen der Zünfte zum Anlaß genommen wurden Zechgelage zu veranstalten.

Abgesehen von diesen allgemeinen üblichen Festlichkeiten im kleinen Kreise, deren Anlaß entweder eine Zunftversammlung oder eine Meisterprüfung war, verdienen die größte Beachtung jene großen Feste, die bis in alle Einzelheiten der Nachwelt übermittelt wurden, deren man noch nach langer Zeit gedachte, die sich vielleicht nach bestimmten langen Zwischenräumen wiederholten, denen bestimmt vorgezeichnete Zeremonien zu Grunde liegen.

Von München aus hat sich der historische Schäfflertanz über ganz Deutschland verbreitet. Ehemals von großer Bedeutung, hat er sich bis in die neueste Zeit erhalten. Sein Ursprung läßt sich nicht ganz genau bestimmen. Angeblich sollen, zur Zeit als in München die Pest wütete und die Bürgerschaft im Jahre 1517 fast verzweifelte, und sich niemand auf die Straße getraute, die Schäffler (auch Büttner oder Böttcher genannt) am Sebastianstage des Jahres 1517 durch Musik- und Tanzaufführungen in den Straßen Münchens, die Einwohner aus den Häusern gelockt, von dem Ende der Pest überzeugt und damit Handel und Wandel wieder zu neuem Aufschwung verholfen haben. Nach einer anderen Version soll der Büttnertanz, auch Reiftanz genannt, lange vor den genannten Pestjahren bekannt und im Schwange gewesen sein. Jedenfalls wurde der Tanz bis in die neueste Zeit (das letzte Mal 1928) alle sieben Jahre getanzt. Die Böttcher erschienen dabei in bunter Tracht mit Kniehosen, tragen mit Buchsbaum verzierte Reifen. Im Tanze bilden sie verschiedene Figuren, verschlingen sich zum Kreis, zur Krone, zum Kreuz, zur Laube usw. Am Schlusse werden die Reifen zerbrochen und unter das Publikum gestreut, das diese auffliest und als Amulett gegen die Pest mit nach Hause nimmt. Außer in München wurde der Schäfflertanz auch in Nürnberg und in vielen anderen deutschen Städten getanzt. Als Marie Antoinette am 5. Mai 1772 zu Freiburg im Breisgau von den österreichischen Landen auf ihrer Brautfahrt nach Frankreich Abschied nahm, führten ihr zu Ehren auch die Küfer ihren Reigen auf. Die Küfer der Halleiner Saline veranstalteten früher bei festlichen Gelegenheiten gleichfalls einen Reiftanz. Dabei hatte jeder auf seiner Mütze eine Erhöhung und in dieser ein brennendes Licht.

Büttnertanz und Schembartlaufen vermitteln ein besonders eindrucksvolles Bild von der damaligen Lebensauffassung. Angeblich im Jahre 1349 wurde den Metzgern in Nürnberg wegen bewiesener großer Treue das Privileg des Schembartlaufes verliehen. Es handelt sich dabei um einen Fastnachtaufzug mit maskierten Personen. „Im Schembart zu laufen" das heißt in Verkleidung die Gassen unsicher zu machen, stand an sich nur den vornehmeren Bürgern zu. Teilweise wird auch behauptet, die Metzger und Fleischhacker hätten ihr Privileg an die Söhne der Patrizier und Ehrbaren verkauft. In Wirklichkeit beteiligten sich an derartigen Aufzügen sowohl die Metzger wie auch junge Patrizier. Den Zug eröffneten reich kostümierte Narren, die den Schembartläufern Platz machten. Im Zuge selbst befand sich dann der sogenannte „Nusser", der Nüsse unter die Volksmenge warf. Eier mit Rosenwasser wurden den zuschauenden jungen Mädchen aus dem Zuge zugeworfen. Einheitlich in Leinwand gekleidete Teufel und Teufelinnen folgten dann im Umzug, ehe die eigentlichen Schembartläufer erschienen. Diese trugen in der einen Hand einen Spieß in der anderen ein Laubbüschel, in dem Schwärmer steckten, die sie anzündeten und damit immer aufs neue die Menge erschreckten. Den Schluß oder wohl auch die Mitte bildete der Höllenwagen, der bei jedem neuen Umzug in den verschiedensten wechselnden Formen gezeigt wurde. Bei den Umzügen der Metzger um Fastnacht haben diese in manchen Jahren eine ungeheure lange Bratwurst mit sich herumgetragen. Es wird berichtet, daß diese Wurst im Jahre 1614 bis 493, 1624 bis 596 und 1658 sogar 658 Ellen lang gewesen sei. —

So wie in damaliger Zeit sich auch in den Festen noch die Freude am Beruf zeigte, in der der Festtag die Fortsetzung des Werktages war, und zwar in freudiger Lebensbejahung, womit die Arbeit noch im Feste ihre Wertschätzung fand, so soll auch wieder die Anregung zu Festen solcher Art, die im Beruf ihren Ursprung haben, die Einheit von Arbeit und Erholung herstellen und die Liebe zur Arbeit noch im Genuß der Freiheit wachhalten.

Das Aergernis

Von E. O. Single

Mann, oft eine halbes Dutzend zugleich, in die Stoppeln. Warum wirft der Herr seinen Titus nicht mit den Schenkeln herum, in tollster Karriere diesem Schrecknis zu entrinnen?

Titus fühlt, es muß sein. Es ist wichtig, daß wir hier sind, wo es so abscheulich ist, an diesem strahlenden Spätsommertage viel ungemütlicher und bedrohlicher als früher bisweilen im Regentreiben, im Hagel, im Schneesturm. Es ist wichtig, daß es vorwärts geht. Jetzt mischen sich noch andere Getöse dazwischen: es zwitschert am Ohr vorüber wie rasender Flug von Hummeln und Hornissen, wie Gebrumm ärgerlicher Käfer, nun saust etwas Schwarzes, Rauchumschweltes vom Himmel nieder, plumpt irgendwo in die Schollen, es kracht, eine wüste, weiße, von schwarzen Schwaden und grellen Blitzen durchzuckte Wolke türmt sich auf, es kreischt, entsetzliche Töne winseln und heulen durcheinander, daß Titus entsetzt sich aufbäumt und sich herumwerfen will, um besinnungslos auszureißen.

Der Herr hält ihn mit unwiderstehlichem Kniedruck und straffgespannter Kandare fest, zwingt ihn, in ruhigem, beherrschtem Schritt geradeaus weiterzugehen.

Titus begreift: Hier ist Gefahr. Diese Gefahr aber, diese muß bestanden werden. Der Herr ist entschlossen, sie zu bestehen. Er wird wissen warum. Titus fühlt, wie der Herr sich innerlich immer stärker sammelt und stolz und froh ist, Gefahr bestehen zu können. Sein Stolz und seine Freude strömt in Titus über. Er weiß es nicht, welch ein wundervolles Bild Herr und Pferd abgeben in diesem Augenblick, beide wie zu einem Wesen zusammengewachsen, beide aufgerichtet in untadeliger Haltung, der ewig deutsche Reitersmann und sein ewiges Roß, ein Vorbild den Gefolgsmannen, die an ihrem Anblick sich aufrichten zum adeligsten Mannestrotz und Mannesstolz: das Leben einsetzen zu dürfen für höchster Pflichten opferselige Bewährung.

Plötzlich ist alles aus. Wie ein Blitzschlag ist's hineingefahren in den Herrn und in das Roß, ohne daß es einem von ihnen noch zum Bewußtsein gekommen wäre.

Noch einmal — eine Viertelstunde mag vergangen sein — flackert in des Titus zerschmettertem Schädel der Funke des Lebens, des Empfindens auf. Er fühlt keinen Schmerz, doch sind alle Knochen wie gelähmt. Nur mühsam kann er den Kopf wenden und mit brechenden Augen umherschauen. Dicht neben seinem eigenen hilflosen Leibe sieht er seinen regungslosen Herrn liegen, steif und starr, eines seiner Beine steckt eingeklemmt unter des Titus Rumpf. Die Gefolgschaft ist verschwunden — nur daß ringsum zahlreiche andere Männerkörper liegen, regungslos oder unter Schmerzenslauten sich krümmend. Und immer noch streben dichte Marschkolonnen nach vorwärts, an den Hingestreckten vorbei, über sie hinweg.

Titus fühlt, wie Wärme, Gefühl, Wollen, Erinnern langsam aus seinen Gliedern, seinem Hirn hinwegrinnt. Er weiß jetzt auf einmal, wohin der Weg seiner Kameraden führte, wenn sie aus dem Stalle weggeholt wurden auf Nimmerwiedersehen. In ihm ist ein letzter Dank, eine letzte ruhige, versöhnte Zufriedenheit, daß er nicht von einem rohen, stiernackigen, fremden Kerl mit Fußtritten aus der Box gezerrt worden ist, um einem unwürdigen Ende entgegengeschleift zu werden — nein, daß er bis zuletzt seines edlen Blutes würdig leben durfte, aufrecht und stolz einen aufrechten, stolzen Reiter tragen, den er liebte, dem er freudig gedient hat bis zuletzt, um sein Schicksal zu teilen. Titus versteht es nicht, aber dunkel empfindet er, daß es kein alltägliches und gemeines Schicksal war, sondern wert, in gesammelter, hochgereckter Haltung, leuchtenden Auges erduldet zu werden.

Mit Onkel Theobald war kein Staat zu machen. Das konnte man wohl sagen, hatte er doch bereits in frühester Pennälerzeit begonnen, Schmach und Schande auf das Haupt der Familie zu häufen. Damals war es ein von seinem Besitzer zum Tode des Ertrinkens verurteilter Kater, den er mit in die Deutschstunde brachte und unter der Bank verborgen hielt, bis das beengte Tierchen in die Erlkönig-Rezitation des Scholarchen, der unglücklicherweise Katz hieß und „Panther" genannt wurde, hineinmiaute, was ihm die Relegation „cum infamia" eintrug und ihn von der Schulbank hinweg auf den Kontorbock einer Kistenfabrik brachte. Kaum dem Jünglingsalter entwachsen, überraschte er die Familie mit einer riesigen Verlobungsanzeige, die alle zuerst für einen schlechten Witz hielten, weil die Witwe des Sackgroßhändlers Häberlein, die er zu ehelichen gedachte, mit ihrer Jugend in napoleonische Zeiten hinabreichte und Söhne besaß, die zu Theobald Schmehl ohne weiteres hätten „junger Mann" sagen können. Es blieb dann zwar auch bei der Absicht dieses Ehebündnisses, denn die Kinder des Sackgroßhändlers schoben die heiratslustige Großmutter nach Kottbus ab, wo sie bis zu ihrem seligen Ableben eine Hühnerfarm betrieb und indische Riesenzwiebeln züchtete, aber Theobald stürzte sich in neue Abenteuer, worunter die Beteiligung an einem ukrainischen Silberbergwerk, das sich später als platonischer Schwindel herausstellte, noch das wenigst kostspielige war. Bald darauf gab es kein Gebiet des Gelderwerbs mehr, auf dem sich Theobald Schmehl nicht versucht hätte. So war er nacheinander: Agent einer Regenversicherung, Vertreter von Billardfabriken, emailliertem Kochgeschirr und Dauerbrandöfen, Inhaber einer Teppichreinigungsanstalt, Leiter eines graphologischen Instituts zum Zwecke der Eheanbahnung, Taxator eines Auktionshauses für den deutschen Mittelstand und schließlich sogar Lehrer an einer Rednerschule. Auf der Walstatt dieses frohen Tummelns aber blieben eine Unzahl von Gläubigern, die der Schmehlschen Verwandtschaft, die sich mit Ausnahme dieses einzigen Vertreters besten Ansehens und hoher Amtswürden erfreute, nachts zähnefletschend im Traum erschienen, Onkel Theobald aber — zu einem solchen war er inzwischen mehrfach geworden — nicht im geringsten zu beunruhigen vermochten.

Daß die Pflege verwandtschaftlichen Umgangs unter solch betrüblichen Verhältnissen auf ein Mindestmaß beschränkt blieb, wird nicht weiter wundernehmen, obgleich Onkel Theobald unstreitig gesellschaftliche Talente besaß und bei den heranwachsenden Neffen und Bäschen sogar dieserhalb ein gewisses Ansehen genoß.

Dieser ihm von der Jugend entgegengebrachten Sympathie verdankte Onkel Theobald schließlich auch die Einladung zur Hochzeit des Assessors Kugelmus mit Fräulein Anita Schmehl, Tochter des Kanzlei-Oberinspektors Julius Schmehl und seiner Gattin Cäcilie Schmehl geb. Schöps. Es hatte seine Schwierigkeiten mit dieser Einladung gehabt, aber eines Tages lag sie doch wohlgestochen auf Büttenpapier in Onkel Theobalds altem Briefkasten, in den sonst nur „Binnenpost" zu gelangen pflegte. „Binnenpost", so genannt wegen der ständigen mehr oder weniger höflichen Aufforderungen, „binnen" soundsovieler Tage zu zahlen, widrigenfalls . . . usw.

Onkel Theobald war also, was seit Menschengedenken sich nicht mehr ereignet hatte, zu einer Hochzeit in der Familie eingeladen, und er gedachte, sich dieser Einladung würdig zu erweisen. Zunächst einmal pumpte er sich einen Frack und als dieser sich bei näherer Inaugenscheinnahme als schäbig und unmodern herausstellte, ließ er sich einen neuen schneidern. Hierzu waren einige Transaktionen nötig, auf die jedoch im Interesse des notleidenden Schneiderhandwerks und wegen der Gefahr der Nachahmung nicht näher eingegangen werden soll. Der Frack kostete 185 netto, aber das war mehr theoretisch, per Saldo kostete er Onkel Theobald lediglich einige Stunden angestrengten Nachdenkens.

Der Tag der Hochzeit kam heran und begann sofort mit einem peinlichen Zwischenfall. Es war da nämlich aus Mecklenburg eine entfernte Verwandte gekommen, die, als man ihr zu Beginn des Essens Onkel Theobald servierte, in Ohnmacht fiel, weil dieser ihr vor etlichen zehn Jahren auf irgendwelche Weise die Nachricht hatte übermitteln lassen, er sei am Schlagfluß gestorben.

Er schuldete ihr 1200 Mark auf einen Schuldschein, den sie nach Empfang dieser Trauerbotschaft pietätvoll vernichtet hatte.

Die ältliche Verwandte schied daraufhin für den Rest des Tages aus, und Onkel Theobald saß sozusagen als lebender Toter unter der Kugelmus-Schmehlschen Hochzeitsgesellschaft. Aber auch das war mehr symbolisch und lediglich eine störende Empfindung der übrigen, er selbst erfreute sich größter Lebendigkeit, und nach zwei Flaschen „Haute Sauterne" hielt er seine erste große Rede.

Er sprach lange und gut. Er zitierte Schopenhauer und seinen Dackel mit Bezug auf den Bräutigam, der einen Dobermann hatte, er kam auf seinen eigenen Brautstand mit der Witwe des Sackgroßhändlers zu sprechen, er erwähnte die Freiheitskriege und eine vor zwanzig Jahren beabsichtigte Reise nach Kiew in Sachen des ukrainischen Silberbergwerks, er sprach mit deutlichem Hinweis auf den Ohnmachtsanfall der Verwandten aus Mecklenburg von der Vergänglichkeit aller Dinge und beendigte diese seine erste Ansprache mit der Ankündigung einer zweiten, die er nach Herumreichen der kalten Platten zu halten gedenke.

ROMANE AUF DER LEINWAND

Immer mehr geht in der Absicht sicher zu arbeiten das Bestreben der Filmhersteller dahin, auf bewährte literarische Stoffe zurückzugreifen. Der Erfolg, den ein Roman oder Drama gehabt hat, bietet eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß auch der darnach gedrehte Film zum mindesten kein Versager sein wird. Das Kino kann als Publikum von vornherein auf die vielen rechnen, die mit dem Literaturwerk vertraut sind und die seine Gestaltung im Film und die Darstellung durch bestimmte Schauspieler sehen möchten. Außerdem stößt ein solcher Film auch bei denen auf Anteilnahme, die von dem literarischen Vorbild nur gehört haben und nun glauben, sich auf einfache Art Kenntnis von ihm verschaffen zu können.

Heute entsteht etwas mehr als die Hälfte aller Filme nach literarischen Vorlagen. Die künstlerisch bedeutsamen Filme der vergangenen Spielzeit — Hitlerjunge Quex, Reifende Jugend, Der Schimmelreiter, Flüchtlinge — und einige der besten Filme der letzten Monate — Schloß Hubertus, Krach um Jolanthe, Klein Dorrit — bestätigen diese Feststellung.

Auch bei den im Laufe des Winters erscheinenden Filmen wird die Literatur in vielen Fällen den Stoff hergeben. Von 149 der von den Verleihern für die neue Spielzeit angekündigten Filme, deren Thema bereits feststeht, haben 78 ein literarisches Werk zur Grundlage. Besonders die Gattung des Romans wird dabei herangezogen, denn von diesen 78 Filmen werden wiederum 34 nach Romanen gedreht. In ziemlichem Abstand folgt dann mit 19 Verfilmungen das Lustspiel und mit 14 die Operette, während Novelle, Drama und Oper nur mit zwei bis fünf Werken auf der Leinwand vertreten sein werden.

Die Bevorzugung des Romans ist leicht zu erklären. Einmal verfügt er über das weitaus größte Publikum, denn zu der bei erfolgreichen Werken oft an die Hunderttausend gehenden Auflage kommen noch die zahlreichen Leser der Leihbüchereien. Der zweite Grund liegt in filmdramaturgischen Gesichtspunkten. Der Roman besitzt neben dem Hauptthema meist mehrere Nebenhandlungen, die sich auf zahlreiche Schauplätze verteilen. Ebenso wie beim Film bildet der Dialog nur einen Teil der Darstellung.

Das Drama dagegen ist auf wenige Szenen konzentriert, in denen sich alles Geschehen im Wechselgespräch abspielt. In den Anfangsjahren des Films und dann wieder beim Aufkommen des Tonfilms verfiel man häufig in den Fehler, „verfilmtes Theater" zu bieten, indem man einfach den Aufbau des Dramas übernahm. Um das Drama aber für den Film geeignet zu machen, ist es nötig, seine Handlung zu erweitern, die Zahl der Schauplätze zu vermehren und das Gesprochene zu verbildlichen, wie es vorbildlich Carl Froelich in „Reifende Jugend" (nach Max Dreyers „Reifeprüfung") gelang.

Es ist kein Zweifel, daß diese Erweiterungsarbeit ein hohes künstlerisches Verantwortungsgefühl und Verständnis erfordert und infolge der grundsätzlichen Verschiedenheit der Kunstgattungen nur selten restlos gelingen wird. Der Roman jedoch muß gerade der entgegengesetzten Bearbeitung unterworfen werden. Hier liegt meist ein Ueberfluß an Handlung vor, der auf die Hauptzüge zu vereinfachen ist. Ausgedehnte Zustandsschilderungen vermag der Film in wenigen Bildern wiederzugeben. Längere Gespräche müssen auf ihren Kern beschränkt werden. Dort, wo der Roman Gefühle und Gedanken schildert, muß der Film im Bild die nötige Stimmung hervorrufen.

Bei der Verfilmung des Romans besteht also die Tendenz zu vereinfachen. Erste Aufgabe ist, alles zu streichen, was die Grundzüge der Handlung verwischt und undeutlich machen könnte. Dadurch ist die Bearbeitung leichter als beim Drama. Es kommt hinzu, daß auch der Film schildert, wie es der Roman tut — beide sind im Grunde epische Kunstwerke, nur daß die Erzählung des Films unmittelbarer, persönlicher ist. Für die Verfilmung kommen vor allem solche Romane in Frage, die eine spannende und ausgeprägte Handlung aufweisen. Dichtungen, deren Wert im Gedanklichen liegt, sind kaum geeignet. Entsprechend ist auch das Gesicht der zur Bearbeitung gewählten Werke.

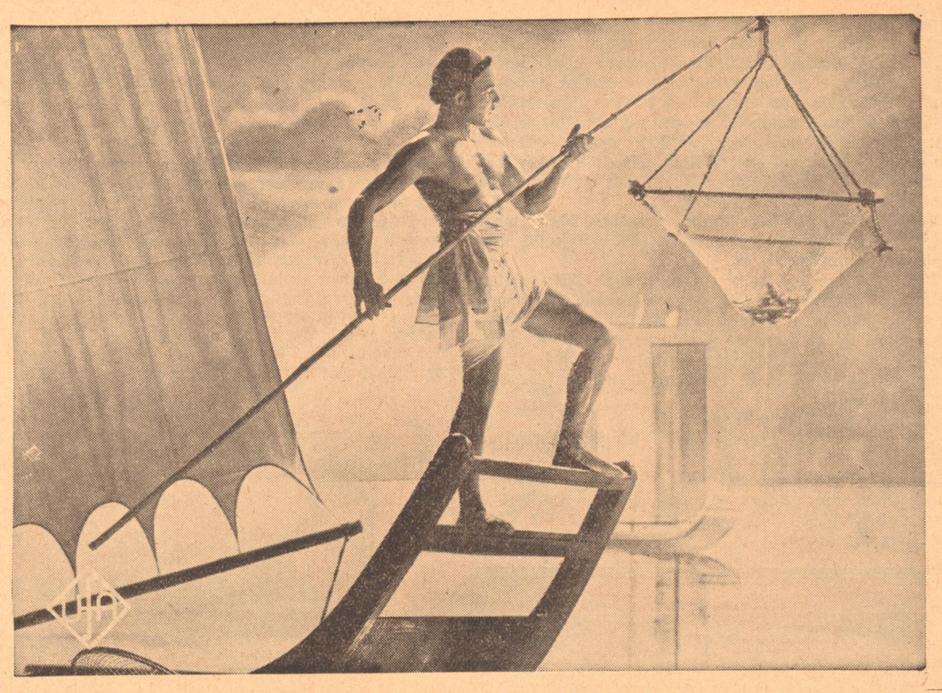
Ludwig von Wohl steht mit sechs Romanen an der Spitze der Autoren, die in der kommenden Spielzeit verfilmt werden. Von ihm erscheinen u. a. „Das Erbe in Pretoria", „Die Deutschen von Tschau-Fu", „Die englische Heirat" — zumeist Gesellschaftsromane mit abenteuerlicher Handlung. Ihm am nächsten kommt Alexander Lernet-Holenia, von dem drei Romane zu Filmen werden. Während die „Abenteuer eines jungen Herrn in Polen" zu einer heroischen Darstellung des Reiterlebens im Kriege umgestaltet wird, kommt in den beiden anderen Romanen „Ich war Jack Mortimer" und „Mein Leben für Maria Isabell" die Abenteuerstimmung voll zur Geltung. Der schweizer Schriftsteller Gustav Renker wird zwei Mal verfilmt. Hier liegt der Hauptakzent auf der Wiedergabe der Berglandschaft, die den Rahmen der Handlung bildet. Auch von Rudolf Herzog erscheinen zwei Romane (Das Fähnlein der Versprengten, Die Burgkinder), in denen vor allem die heitere Note betont wird.

1923 wurde der Roman „Dr. Mabuse, der Spieler" von Norbert Jacques, der in der „Berliner Illustrierten Zeitung" erschienen war, verfilmt. Seitdem werden die Romane dieser Zeitschrift häufig für den Film herangezogen. Auch in diesem Jahr sehen wir den „Oberwachtmeister Schwenke", den Carl Froelich zum ersten deutschen Polizeitonfilm gestaltet. Außerdem finden wir von der Brings „Schwarzer Jäger Johanna" und Andreas „Ein Mann will nach Deutschland". Auch Lernet-Holenias „Leben für Maria Isabell" erschien hier zuerst. Damit ist die Zahl der verfilmten Romane indessen noch nicht erschöpft. Hermann Löns „Wehrwolf" und Paul Kellers „Ferien vom Ich" sind zur Zeit in Arbeit. Ganghofers „Schloß Hubertus" ist schon zur Aufführung gekommen. Als Fortsetzung des „Stoßtrupp 1917" wird nach Zöberlins Kriegsroman „Der Glaube an Deutschland" ein Film „Um das Menschenrecht" erscheinen. In der Welt des Films spielt Peter Hagens satirischer Zeitroman „Nur nicht weich werden, Susanne". Ebenfalls aktuelle Probleme behandelt Karraschs „Stein, gib Brot". Daneben finden wir die heiteren Romane „Schützenkönig wird der Felix" von Holm, „Sieben unter einem Hut" von Biernath, „Ein Herz und zwei Strohmatten" von Arnae und „Donogoo Tonka" von Romain.

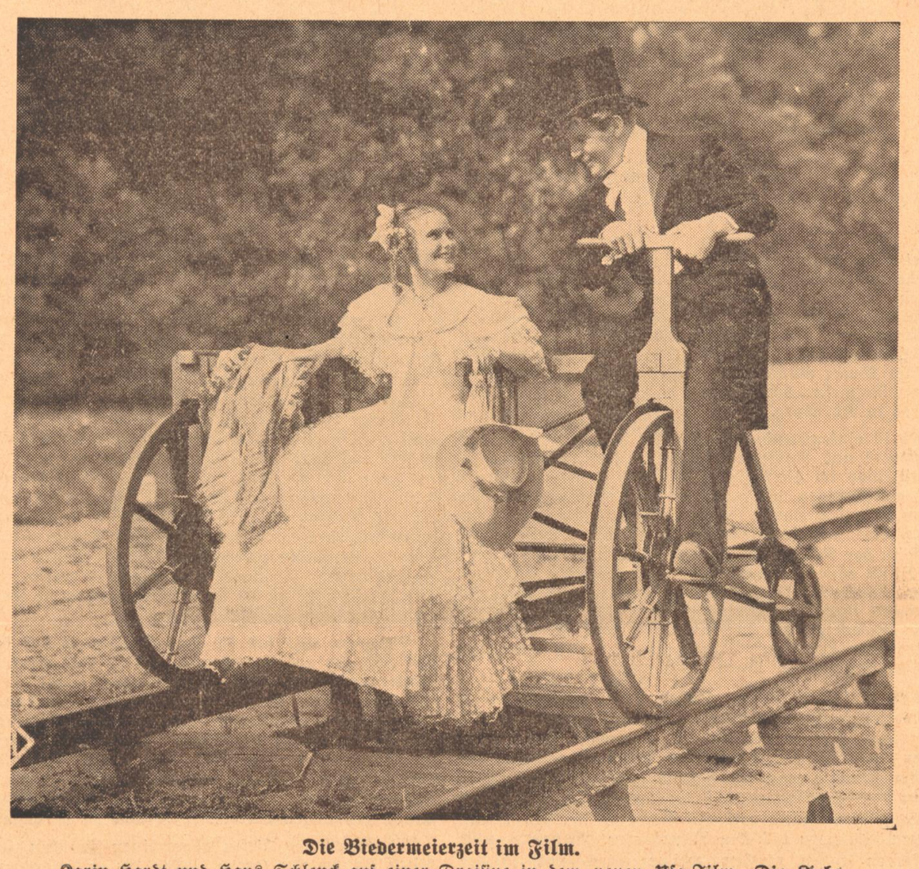
Diese starke Berücksichtigung der Literatur im Film ist nur zu überwinden durch Dichter, die für den Film und in Kenntnis seiner Gesetze schreiben. Dichter aber kommen nicht von heute auf morgen. Und bis sie heranwachsen und sich durchsetzen, gilt es, dahin zu wirken, daß die bearbeite Literatur den Forderungen entspricht, die wir an das deutsche Schrifttum stellen. Denn wenn der Film von der Literatur übernimmt, sollen ihm die besten Werke gerade gut genug sein, ebenso wie das vergangene System seine bedeutendsten „Dichtungen" (Berlin Alexanderplatz, Im Westen nichts Neues, Der blaue Engel) verfilmte.

Wenn so der Film helfen kann, die Kenntnis des deutschen Schrifttums zu verbreiten und zum Lesen anzuregen, so bleibt doch für die Zukunft die Forderung nach dem Stoff, der in Hinsicht auf die besonderen Formmittel des Films konzipiert wurde. Dort wird der künstlerische Film entstehen, wo Stoff und Form zu einer inneren Einheit verschmelzen.

Gerd Eckert.



Wunderland im Film.
Fischer auf der Barke — eine wunderbare Aufnahme aus dem phantastischen Film „Turandot", der jetzt fertiggestellt wurde. (Aufnahme Ufa)



Die Biedermeierzeit im Film.
Karin Hardt und Hans Schlenck auf einer Draisine in dem neuen Ufa-Film „Die Liebe und die erste Eisenbahn", der ein kulturhistorisches Dokument zu werden verspricht.

Der Schuster / *Ein Lebensbild von Nikolaus Schwarzkopf*

Die Gesellschaft bestand aus siebenundzwanzig Erwachsenen, vier Brautjungfern und neun Kindern. Die Kinder lachten, die Ehrenjungfrauen erröteten, und die Erwachsenen schwiegen in verschiedenen Nüancen, die jungen schmunzelnd, die alten eisig und weit entfernt.

Nach einem bedeutungsvollen Hoch auf das Brautpaar, ausgebracht von einem Amtskollegen des Kanzlei-Oberinspektors, der den Kragen ausgezogen hatte, und eine rote Dahlie im Hemdausschnitt trug, begann Onkel Theobald eine zweite Rede. Er begann sie, gestärkt durch vier Danziger Goldwasser und sieben mittelgroße Sandwiches, mit einem Vorstoß gegen den Sittenverfall auf dem Lande und mündete darauf in längere Ausführungen über den Nutzen einer Lebensversicherung. „Schnell tritt der Tod den Menschen an!" sagte er und erging sich in ausführlichen Erläuterungen über die Versicherungsbedingungen und Prämiensätze seiner Gesellschaft. Gegen Abend war er bei Julius Cäsar angelangt, den er mit Cicero verwechselte, was ihm Veranlassung gab, sich seiner Tätigkeit bei der inzwischen eingegangenen Rednerschule zuzuwenden, die er wieder ins Leben zurückzurufen die feste Absicht habe.

Hier unterbrach ihn der Kanzlei-Oberinspektor, der etwas zuviel Mosel intus hatte, mit der Frage, ob er nun auch mal dran kommen könne, er hätte etwas Wichtiges mitzuteilen, worauf Onkel Theobald sofort dazu überging, von Kindern zu sprechen. Er käme damit zum Kernpunkt seiner Ausführungen, kündete er an.

„Kinder", sagte er, „sind das Salz der Erde!" griff in seine Fracktasche und stellte einen hellroten Gummi-Storch vor das Brautpaar hin. Da Onkel Theobald nicht mehr ganz feststand, fiel auch der Gummistorch um, und mit ihm senkte auch die Brautmutter, die geborene Schöps, das Haupt und fiel vom Stuhl. Sie wurde zu der Verwandten aus Mecklenburg gelegt.

Hierauf verkündete der Kanzlei-Oberinspektor, indem er die Dahlie aus seinem Hemdausschnitt zog und energisch vor sich hinlegte, daß er mitzuteilen hätte, sein Bruder Theobald sei ein Aergernis der Familie, ein öffentliches Aergernis sogar, weshalb er im Hinblick auf die anwesenden Kinder und Jungfrauen beantrage, dem Redner das Wort zu entziehen, worauf Onkel Theobald auf das Wort verzichtete und einen doppelten Korn trank.

Er werde die Anwesenden auf andere Weise unterhalten, sagte er. Er habe noch eine Ueberraschung, verhieß Onkel Theobald.

Die Ueberraschung bestand in einem Feuerwerk.

Es handelte sich um ein chinesisches Feuerwerk, von ihm selbst zusammengestellt, wie Onkel Theobald verkündete. Er werde das Feuerwerk auf der Loggia abbrennen und bitte besonders die älteren Herrschaften, ihm dorthin zu folgen.

Die älteren Herrschaften beschlossen nach einigem Zögern, sich Onkel Theobalds chinesisches Feuerwerk anzusehen, und folgten ihm auf den Balkon, wo er zunächst einige Erläuterungen gab.

„Dies," sagte er und hielt ein kleines graues Paket in die Höhe, „ist die chinesische Gondel. Sie werden ferner sehen: einen blauen Kometen, ein brennendes Feuerrad, vierhundert rote und sechshundert grüne Sterne. Was ich aber hier habe —" er zeigte auf ein rundes Leinwandbeutelchen, — ist der Kanonenschlag. Und nun bitte ich einen der Herrschaften, bis vierzig zu zählen, worauf alle etwas zurücktreten wollen."

Der Kanzlei-Oberinspektor übernahm das Zählen. Sein Kollege stellte die Streichhölzer zum Anbrennen der Zündschnur. Die Gesellschaft stand erwartungsvoll um Onkel Theobald gruppiert, der in seinen Erläuterungen fortfuhr. „Sie werden sehen — —" sagte er. Da kam der Kanonenschlag. Er kam schon bei 18. Es war ein ungeheurer Kanonenschlag. Die chinesische Gondel, das Feuerrad, die tausend Sterne und der Komet waren eins, ein einziger Kanonenschlag. Für die meisten der älteren Herrschaften war es der letzte Salut an diesem Abend. Nur Onkel Theobald hatte sich rechtzeitig hinter die Verandatür retten können.

„Ich bin erschüttert", sagte er, an den Tisch zurückgekehrt, „erschüttert, aber nicht gebrochen", und steckte sich des Kanzlei-Oberinspektors rote Dahlie an. „Ich verlasse euch nicht", sagte er und umarmte das Brautpaar.

Er blieb bis gegen eins. Als er sich verabschiedete, hatte er noch zwei Lebensversicherungen auf Gegenseitigkeit abgeschlossen, an die Brautjungfern drei komplette Wäscheausstattungen verkauft und den Bräutigam um 40 Mark angepumpt.

Der Schuster war, wie heute noch alle Schuster meine Freunde sind, mein Freund. Das kommt einfach daher, daß mein Urahne, der aus dem Salzburgischen vertrieben wurde und hier eine neue Heimat fand, ein Schuster war. Unser Schuster war zudem ein Schwarzkopf. Er hieß der Knupperhannes und wohnte am anderen Ende des Dorfes hinter den Erlen.

Er trug an einem Messingkettchen eine grüne Leinenschürze, die den Brustkorb fast völlig umschloß. Eine kurze Pfeife rauchte er, deren Qualm, wie die Schustersfrau es wünschte, durch das herabgelegte Obersenster rasch hinauszog in den Nußbaum. In der Werkstatt roch es nach Leder, ein köstlicher Duft. Es roch auch nach Pech und nach Oel. Auf dem niedrigen Tisch, in den beide Knie des Schusters sich einschoben, lag alles, was das Handwerk erforderte: Hämmer, Nägel, Leisten, Bindfäden, Messer, Ahle, Zangen, Feile und Drahtgarn. Das Pech saß in einem dicken Klumpen an der Ecke links hinten wie ein dreckiger Zaungast, daneben stand eine Flasche Lederlack, in der ein Gänsekiel stak, Glasscherben glitzerten umher, und die weißen Holznägel lagen da zerstreut wie Schneeflocken auf einer Wiese.

Die Zierde des Schustertisches war die flaschengrüne Glaskugel, in der die Sonne sich spiegelte, wie sie gerade Lust hatte, in der alles sich widerspiegelte, was eitel war, selbst die alte Nähmaschine „Ideal". Alles mußte sich aber gefallen lassen, daß die Glaskugel es verzerrte, wie es ihr gefiel, nur die Frau Sonne nicht, weil die Frau Sonne das Vollkommenste ist, was Gott erschaffen hat. Da hört die Macht einer Schusterkugel auf. Der Knupperhannes besaß zwei solcher Kugeln, weil oft die Schusterhannesin mitarbeiten mußte, und die wollte — wie jede Heilige ihre Kerze — ihre eigene Kugel haben. Sie selber glich einer Kugel vollauf. Am Abend, wenn bei Licht geschafft wurde, und die Hannesin schaffte mit, dann nahmen die Kugeln der rotgelben Erdölflamme, die vor einem runden Messingschild brannte, den grellen Schein weg, vergrünlichten ihn und warfen ihn, stark gesammelt, auf das Loch am Schuh und halfen also den Schuh flicken. Wie oft hab ich selber es getan, als flicke ich einen Schuh, weil ich schon damals alles gern gekonnt hätte, und dann hat die Glaskugel auch so getan, als helfe sie mir flicken. Sie sind verschwunden, die grünen Glaskugeln. In Kaffehäusern sieht man sie noch, da müssen sie Zigarrenstummeln sammeln, und in Gärten reicher Leute stehen sie noch, da müssen sie eitlen Blumen als Spiegel dienen. Kein Schuster sieht diese Kugeln ohne Wehmut, ich auch nicht.

„Ideal" hieß die große Maschine, die meist still hinter der Tür stand, als sei sie nicht gern gesehen. Der Knupperhannes hatte sie bei einem Konkurs in der Kreisstadt erstanden. In Gold war ihr Name geschrieben, und mich sah dieses erste Fremdwort, das mir begegnete, herausfordernd an, als wolle es mich zu Leder machen, daß ich könne gefressen werden! Eine dicke Nadel stapfte durchs Leder, als wär das Leder Seide, als wär eine Rindshaut aus Leinen gewoben. In dem tief gerillten Fußboden dieser Nadel knirschte das Schiffchen, verglichen mit dem an der Nähmaschine meiner Mutter, ein Ungetüm, ein Lastkahn. Und es knirschte, wie wenn unter ihm lauter Kies läge. Der Hannes trat mit den Füßen, die Hannesin drehte an dem silbernen Schwungrad, und die „Ideal" keuchte mit ungeheurer Wucht, daß man es weit hörte.

Ich habe einmal von „Ideal" geträumt: ich spielte an ihr herum, aber plötzlich griff sie mich an, meine Hände gerieten unter ihre Nadel, und sie nähte meine Hände zusammen, Finger um Finger, dann meine Arme, dann schob sie mich wie einen alten Schuh weiter, daß mein Oberkörper hinten überhing, und richtig: sie nähte auch meine Beine zusammen, dann Zehe um Zehe meine Füße. Irgend jemand stellte mich alsdann in die Ecke hinter die Tür. In der Glaskugel sah ich die Nähte aus weißem Zwirn, und an jedem Stich glitzerte ein Blutstropfen wie ein winziger Rubin. Meine Geschwister kamen, lachten mich aus, aber dann wurde mein Bruder genau so zusammengenäht wie ich und wurde neben mich gestellt. Als dann meine Schwester in gleicher Weise sollte zusammengenäht werden, wachte ich auf.

Lustig wars, wenn der Hannes die Fäden drehte und einpechte, das war eine leichte Arbeit, dabei mußte gesungen werden. Und wenn er den Faden an die Schweinsborste gepecht hatte und mit der Ahle die Löcher schlug und die Borste einfädelte und mit wuchtiger Faust die beiden Fäden nach den Seiten auszog, dann mußte auch gesungen werden. Aber wenn er die Schuhe der Bauern und die der Bauernbuben nagelte, dann mußte erst recht gesungen werden. Die Absätze wurden rundum am Rand her genagelt, Dickkopf an Dickkopf, wenn nicht gerade Hufeisen gewünscht waren, und dann wurde das innere Feld wirr durcheinander ausgefüllt. Die Sohlen wurden ebenfalls erst rundum genagelt, dann bekamen die Männer ein Kreuz, die Frauen aber ein Herz aufgenagelt, und wer die Fußspuren im Schnee oder im weichen Erdreich sah, der wußte, aha, der Knupperhannes!

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badisches Schach

Folge 43. 28. Oktober 1934

Eine geniale Lösung

Bogoljubows achttägige Anwesenheit inmitten der Schachgesellschaft Baden-Baden gab natürlich mannigfache Gelegenheit, Beratungs- und Blindpartien zu veranstalten. Der Großmeister war immer von einigen Unentwegten umgeben, die ihn nicht zur Ruhe bzw. zu seinem geliebten Skat kommen ließen, und das war natürlich für Bogol sehr schmerzlich, denn, wie wir schon des öfteren Gelegenheit hatten festzustellen, gehört er auch zu dieser berüchtigten Kategorie von Schachspielern, die, wenn sie zu dritt sind, Skat spielen. An einem schönen Sonntagabend wurde er auch wieder geplagt. Er sollte Schach spielen und er wollte natürlich Skat spielen. Gutmütig wie er ist, wollte er natürlich niemand weh tun — sich selbst natürlich auch nicht — und fand in der Not eine geniale Lösung. Er setzte sich zu seinen Karten und spielte gleichzeitig eine Blindpartie, deren auch theoretisch interessanten Verlauf wir untenstehend folgen lassen.

Weiß: Diemer und Beratende Schwarz: Bogoljubow

Zweispringerspiel im Nachzug

1. e2—e4 e7—e5	13. Sf3—e5! Kd8—e8
2. Sg1—f3 Sb8—c6	14. Se5:c6 Le7—f6
3. Lf1—c4 Sg8—f6	15. b2:c3 Ke8—d7
4. d2—d4 e5:d4	16. Lc1—f4 Th8—e8
5. 0—0 Sf6:e4 [1])	17. Sc6—b4 Lc2—e4
6. Tf1—e1 d7—d5	18. Tc4:c7+ Kd7—e6
7. Sb1—c3 [2]) d4:c3!? [3])	19. g2—g4! Te8—c8
8. Lc4:d5 Lf8—e7	20. Sb4—a6! Lf6—d8
9. Ld5:c6+! [4]) b7:c6	21. Sa6—c5+ Ke6—d5
10. Dd1:d8+ Ke8:d8	22. Ta1—d1+
11. Te1:e4 Lc8—f5	Aufgegeben, denn nach Ab-
12. Te4—c4 Lf5:c2	tausch auf c8 geht eine

ganze Figur verloren. Eine von Weiß sehr energisch geführte Partie.

Anmerkungen

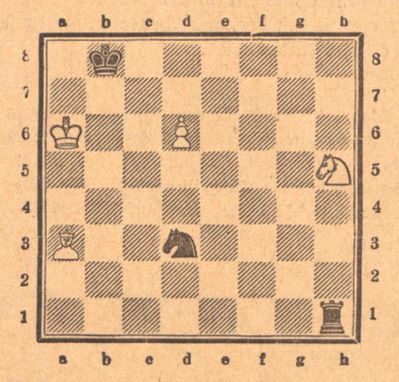
[1]) Weicht dem mit Lc5 entstehenden Max-Lange-Angriff wohlweislich aus.

[2]) Von Canal (Peru) zuerst 1923 in einem Turnier zu Triest gegen den damaligen ersten Preisträger Johner mit Eleganz und Erfolg angewandt, von S. Tartakower in seiner „Hypermodernen" gründlich untersucht und von Bogoljubow unterschätzt.

[3]) Die bewußte Unterschätzung in der erwähnten Partie geschah d5:c4, noch besser dürfte Le6 sein.

[4]) Dieses Zwischenschach, das eine entscheidende Verschlechterung der schwarzen Stellung erzwingt, dürfte Bogoljubow bei seinem 7. Zug ..d:c übersehen haben.

Endspielstudie. Von J. Kajeff



Weiß am Zuge macht remis

Daß Weiß in dieser Stellung in geistreicher Weise auf Patt spielen und sich dadurch retten kann, erscheint fast unglaublich. Schwarz droht sowohl mit Th1×h5, als auch mit Th1—a1 nebst Ta1×a3.

1. Sh5—g7 Th1—a1
2. Ka6—b6 Ta1×a3
3. d6—d7 Ta3—b3+
4. Kb6—a5! . . .

Die Feinheit dieses Zuges tritt bald zutage. Falsch wäre 4. Kb6—c6 wegen 4. ..., Sd3—e5+, 5. Kc6—d6, Se5×d7, 6. Kd6×d7, 7. Tb3—b7+ nebst Tb7×g7.

4. . . . Kb8—c7
5. Sg7—e6+ Kc7×d7
6. Se6—c5+ Sd3×c5

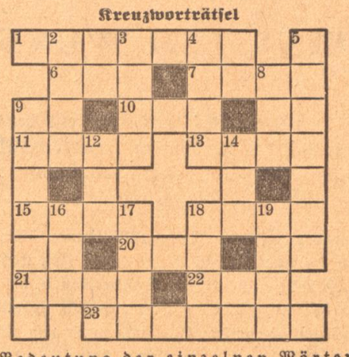
Weiß ist patt

Wenn Schwarz 6. ..., Kd7—c6 spielt, so ergibt nach 7. Sc5×d3 eine theoretische Remisstellung.

In unserem letzten Problem Nr. 35 ist ein weißer Läufer auf b8 einzusetzen. Lösungen in der nächsten Folge. Alle Anfragen an R. Nutz, Durlach, Grötzinger Straße 16.

Rätselecke

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter

a) von links nach rechts: 1 Flügelroß, 6 Riesenschlange, 7 pommerscher Küstenfluß, 10 Stadt in Italien, 11 Opernlied, 13 griechische Landschaft, 15 Fischfett, 18 Nährmutter, 20 Nebenfluß des Rheins, 21 Bauwerk, 22 Teil der japanischen Kleidung, 23 Ansicht;

b) von oben nach unten: 2 männliches Haustier, 3 Nebenfluß des Rheins, 4 Laubbaum, 5 dänische Insel, 8 kleine Meeresbucht, 9 geistliches Tonstück, 12 Gebirge auf Kreta, 14 Stadt an der unteren Donau, 16 deutscher Sportsmann, 17 Bezeichnung, 18 Waldpflanze, 19 Nebenfluß des Rheins. 34119

Was fehlt?

Sar . . n .	Fisch,
. i . fe .	Marderart,
. r . . tan	keltischer Sagenheld,
. en . . s	Ballsport,
. . ar . um	Stadt am Nil,
. ompf . . f	Singvogel,
L . th . .	Reformator,
Ge . r . . ter	Mannschaftsrang,
. . no . eva	Schutzheilige von Paris,
R . d . .	Wintersportgerät,
Bun . . .	Kohlenbehälter.

An die Stelle der Punkte sind Buchstaben so zu setzen, daß Wörter von nebenstehenden Bedeutungen entstehen. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben, die eingesetzt werden müssen, der Reihe nach gelesen, einen Ausspruch des Führers Adolf Hitler.

Quadraträtsel.

AT EL ER
LT IN EN
FL IN OT
EN ER ZI
PL ST TE
FA DI AN

Wenn man die 9 Quadrate von je 4 Buchstaben zu einem Quadrat von 36 Buchstaben richtig zusammensetzt, ergeben sich in den waagerechten Reihen Wörter folgender Bedeutung: 1. Edelmetall, 2. Schmetterling, 3. Vogel, 4. Land in Asien, 5. Seestreitmacht, 6. Alpenblume.

Die 1. Senkrechte des Quadrates nennt ein Signalinstrument.

Kapselrätsel

Eugenie — Gerichtshof — Gedanke — Unkenntnis — Herdflamme — Maiandacht — Schelde — Eigelb — Begleiter — Zweifelsucht — Kniestrumpf — Ostara — Aroma — Laster — Ziegeldach — Meister — Ornament.

In jedem dieser Wörter ist ein bekanntes Hauptwort versteckt. Sind die richtigen Wörter gefunden, ergeben die Anfangsbuchstaben im Zusammenhang einen Sinnspruch.

Denkproblem

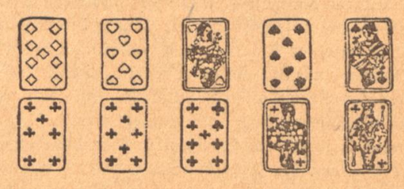
Die Magd des Bäckers stellte einen Korb voll Semmeln vor der Tür eines Ladens nieder, um schnell eine Besorgung zu machen. Kam just ein Schusterbub vorbei, dem stach der Duft der frischen Semmeln gewaltig in die Nase, er langte zu und entwischte mit einem Zehntel der Semmeln. Gleich darauf ging ein Handwerksbursche vorbei. Der dachte: Ei, das ist nett, hier stellen die Leute gleich den Semmelkorb vor die Tür; da braucht man nicht erst anzuklopfen. Er tats auch nicht, sondern ließ nur ein Sechstel der Semmeln mitgehen. Das sah ein Schreiberjunge: dachte, was der kann, kann ich auch und langte sich hurtig ein Fünftel der Semmeln. Da kam die Magd heraus, sah die Bescherung und schlug die Hände überm Kopf zusammen. Es fehlten 8 Semmeln. Wieviel lagen noch im Korbe?

Skataufgabe

(B, M, H die drei Spieler; a, b, c, d die vier Farben. A As; K König; D Dame, Ober; B Bube, Unter, Wenzel.)

B, der Vorhandspieler hat folgende Karte, auf die 90 Prozent der Skater ohne weiteres passen würden.

a K, D, 9, 8, 7; b D, 8; c D, 8; d 9.



Natürlich, so denkt B, haben die anderen wieder die Pranken voll Jungen und Däuser, aber billig sollen sie nicht ans Spiel kommen. Als M, der einen Jungen und zwei Asse hatte, 22 bot, hielt B dies mit der Miene eines Großmoguls, dessen Reichtum gar nicht ermessen werden kann. M paßte, denn er war ein vorsichtiger Spieler. H hatte zwar auch einen Jungen und zwei Asse, aber er paßte sogleich und B hatte das Spiel auf dem Halse. Er nahm den Skat und gewann ein Spiel zu 36. Hätte M gespielt, hätte er ein Spiel zu 100 gewonnen und H würde auch ein Spiel zu 40 gewonnen haben. Was lag im Skat? Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösungen

Silbenrätsel: 1. Elisabeth, 2. Singular, 3. Ironie, 4. Stadion, 5. Tusculum, 6. Spionage, 7. Cherubin, 8. Oedipus, 9. Norwich, 10. Invalide, 11. Napoleon, 12. Elbing, 13. Indianer, 14. Nero, 15. Edelweiß, 16. Rhinozeros, 17. Zisterne, 18. Erika, 19. Iglau, 20. Tarif, 21. Zaunkönig, 22. Uganda, 23. Lausbub, 24. Entente, 25. Bremen, 26. Enthusiasmus, 27. Nougat, 28. Domäne, 29. Ideal, 30. Epinal, 31. Internat. „Es ist schön in einer Zeit zu leben, die ihren Menschen große Aufgaben stellt!" (Adolf Hitler).

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Lot, 3. Alba, 4. Eden, 6. Amati, 9. Ford, 10. Rede, 12. Lampe, 13. Elle, 15. Null, 17. Ronde, 20. Opal, 21. Rest, 22. Oka. Senkrecht: 1. Lamm, 2. Test, 3. Arno, 5. Nord, 6. Adler, 7. Armin, 8. Irene, 9. Fee, 11. Erl, 14. Lido, 16. Last, 18. Oslo, 19. Dora.

Rätselhafte Inschrift: Willst du, daß man mit hinein in das Haus dich baue. Laß es dir gefallen, Stein, daß man dich behaue.

Japanisches Epigramm: Kein Tag kann so unendlich sein wie eine Nacht. (Die Buchstaben werden im Sinne der Uhrzeigerdrehung immer in gleichen Abständen aus der Zeichnung abgelesen, bei 12 anfangen und immer zwei überschlagen.

Füllrätsel: 1. Roß — h — aar. 2. Viktor — e — manuel. 3. Klappe — r — schlange. 4. Schrei — b — maschine. 5. Johanne — s — brahms. 6. Wind — t — horst. 7. Mal — z — extrakt. 8. Tag — e — werk. 9. Pest — i — lenz. 10. Ar — t — ur. 11. Imme — l — mann. 12. Chlor — o — form. 13. Hilde — s — heim. 14. Verf — e — schmied. Herbstzeitlose.

Unser Anschwärzspiel: „Spieglein, Spieglein an der Wand." (Schneewittchen).

Lustiges Allerlei

Der Druckfehlerteufel persönlich

Müllers Rasierapparat hat sich mit Riesenschnitten Weltruhm erobert. — Auch Herr N. war an dem großen Unternehmen, das kürzlich scheiterte, mit gewissen Dummen beteiligt. — Die neue Autostraße führt durch einen Wald prachtvoller Pannen. — Dem Ehepaar fehlte zu seinem Glück nichts als ein Kino. — Die Baronin wurde bei ihrem Schneider zuerst ins Wattezimmer geführt. — Ein lieblicher Teerofengeruch erfüllte die Luft des Zimmers. — Empfehle mein Menu: Suppe und zwei Gänse für nur 80 Rpf., Huber, Gastwirt. — Bald darauf erklärte er seinen Konkurs, es war zu Leipzig der Pleitestadt. — Nach der Verlobungsfeier küßte er ihren Hund. — Bitte besonders, die in meinem Schaufenster ausgestellten Lockstiefel zu beachten. — Die Hochzeitsrasenden wählten zwischen der Schweiz und Italien. — Sein Käsegeschäft nahm einen derartigen Aufschwung, daß er den ganzen Tag vom Madentisch nicht wegkam. — Der Anblick der großen Bierfässer löste bei dem Abstinenten ein riesiges Wurstempfinden aus. — Nach beendigter Kneipe brachten die Studenten ihrem scheidenden Kommilitonen einen Wackelzug. — Junges hübsches Fräulein, häuslich, gut erlogen, wünscht . . . — Der Apotheker ließ sich vor der Stadt ein pillenähnliches Haus erbauen.

Gesammelt von H. M.

Auslands-Humor

Bitte zu berücksichtigen

„Angeklagter, wie ich sehe, sind Sie schon öfter bestraft worden!"

„Das wohl, aber hier und da auch freigesprochen, Herr Richter!"

Im Pensionat

Lehrerin: „Wenn ein Mann ins Zimmer tritt, so gebietet es die Höflichkeit, daß man sich von seinem Stuhl erhebt!"

Schülerin: „Ich verstehe, und wenn kein Mann kommt, dann bleibt man sitzen, nicht wahr?"

Das beste Mittel

„Eduard, unsere Haustür knarrt so furchtbar, kann man das nicht ändern lassen?"

„Engagier doch ein Dienstmädchen, das einen Bräutigam hat!"

Der feine Gasthof

Wirt: „Was? Das Zimmer gefällt Ihnen nicht? Na . . . , bei mir haben schon andere Leute gewohnt als Sie . . . Schaun's nur a'mal ins Beschwerdebuch!"

Beim Affenhaus

Herr zum Wärter: „Die Tiere scheinen Sie genau zu kennen. Sie sind wohl immer hier?"

Wärter: „Enä, leeven Hähr, ich gehöre eigentlich zu de Kamele!"

Das Erbe

Nachbarin: „Und was hat Ihnen die Verstorbene hinterlassen?"

Mädchen: „Ihren neuen Regenschirm!"

Nachbarin: „Ja, ja, sie sagte noch neulich zu mir: Wenn ich mal sterbe, meine Guste ist für alle Fälle ‚bedacht'."

Kleine Ostseegeschichten

Der einzige Gast in einem gottverlassenen Fischerdorf war so ungeschickt, sich eines Tages mir nichts dir nichts den Fuß zu verstauchen. Vergeblich fragte er nach einem Arzt.

„Tjä, einen Arzt gäbe es hier nicht. Aber fünf Kilometer weiter lebe ein Viehdoktor." — Schön, dann solle man ihm diesen Tierarzt holen.

Der Tierarzt kam, und der Gast empfing ihn mit einem Blick auf den verstauchten Fuß und einem um Entschuldigung bittenden Lächeln:

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, wenn ich Sie zu mir bemühe. Ich bin wirklich ein Ochse, sehen Sie . . ."

Der Tierarzt winkte ab:

„Brauchen sich nicht zu verstellen, habe auch schon Menschen geholfen . . ."

*

Die Damen Lilli und Emmi treffen sich auf der Kurpromenade. Nach einigen einleitenden Freundlichkeiten sagt die Dame Lilli:

„Sie wissen doch, heute abend ist Schönheitskonkurrenz!"

„Gewiß", sagt die Dame Emmi, „und wo gehen Sie hin?"

*

„Vater, wie kommt es denn, daß die Flundern so platt sind?"

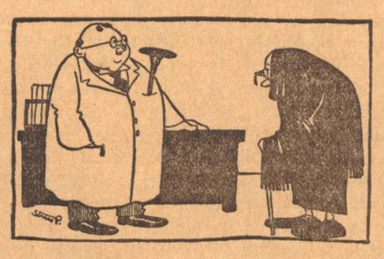
„Das ist 'ne ganz einfache Geschichte, lieber Junge. Als der liebe Gott die See erschaffen hatte, versammelte er die Fische um sich und fragte: „Also, meine Herrschaften, wer hat Lust in die Ostsee?!" Na, und da haben sich die Flundern breitschlagen lassen."

*

Herr Steuerinspektor Draht bezog ein Zimmer in der Pension „Seestern". Um sich nicht unbeliebt zu machen und um allerlei Fragen aus dem Wege zu gehen, trug er sich ins Fremdenbuch ein: Steuermann.

Drei Tage später traf der Obersteuerinspektor Weiß ein, erblickte Herrn Draht, sah ins Fremdenbuch, überlegte kurz und schrieb:

„Weiß, Kapitän."



„Trinken Sie Kaffee?"

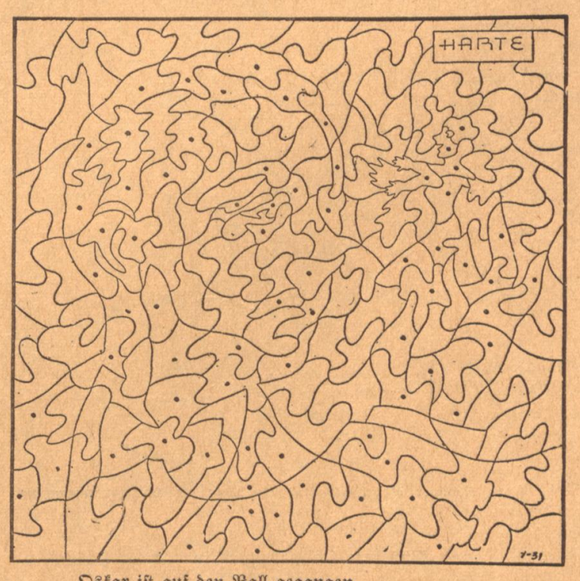
„Ja."

„Kaffee ist ein langsam wirkendes Gift!"

„Ja, sehr langsam wirkend, Herr Doktor. Ich nehm es nun schon an die achtzig Jahre!"

Humor im Bild

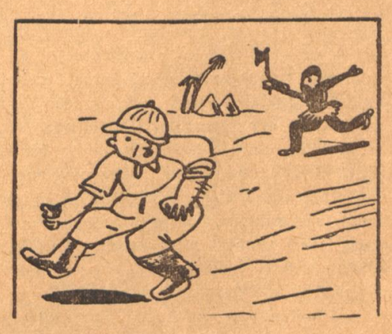
Unser Anschwärzspiel



Oskar ist auf den Ball gegangen
um sich ein Mädchenherz zu fangen.
Doch wen fing er? Es ist kein Zweifel,
auf seiner Hand tanzt . . . . . .?

Wenn Sie die Felder, die einen Punkt tragen, hübsch schwarz machen, werden Sie sehen, wen er gefangen hat!

Das Abendbrot bei einem berühmten Chirurgen.



Forscher: „Haben Sie Mitleid und Erbarmen! Ich habe eine Frau und drei Kinder zu ernähren!"

Menschenfresser: „Ich auch!"

HOLZ als Autotreibstoff

EIN TECHNISCHER WUNSCHTRAUM WIRD WIRKLICHKEIT

Das Brennstoff-Problem steht heute für Deutschland genau wie für unsere Nachbarstaaten im Mittelpunkt des nationalen Interesses. Wir sind daher überzeugt, daß der nachstehende Aufsatz unseres fachmännischen Mitarbeiters das besondere Interesse unserer Leser finden wird.

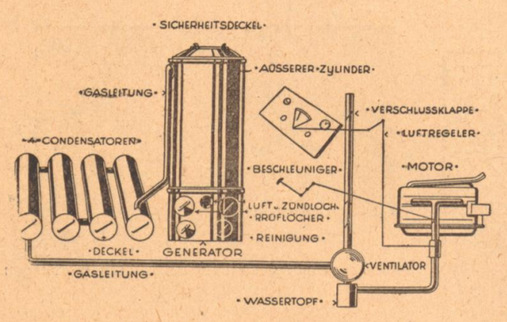
Das Brennstoffproblem

Der Brennstoff ist heute das Sorgenkind aller Länder, die kein natürliches Oelvorkommen in ausreichendem Maße besitzen und deshalb bestrebt sind, zum Betrieb von stationären und Fahrzeug-Motoren statt Benzin, Benzol oder Treiböl nationale Brennstoffe zu verwenden, die nicht nur die gleiche Wirkung und Leistungsfähigkeit wie Benzin besitzen, sondern auch den Vorteil haben, die Wirtschaftlichkeit des Motorenbetriebes fühlbar zu erhöhen. In Frankreich hat man — namentlich aus wehrpolitischen Gründen — schon seit Jahren die Lösung des Brennstoffproblems zu einer Staatsaufgabe gemacht, an deren Verwirklichung ein mit hohen Mitteln subventioniertes „Nationales Brennstoffamt" mitwirkt. In Italien, das weder Oelquellen noch Steinkohlenlager besitzt, wird das holzarm gewordene Land mit Hochdruck wieder aufgeforstet und von der Regierung der Betrieb von Kraftwagen mit Holzgas-Generatoren besonders gefördert. Auch in Oesterreich hat sich ein „Kuratorium für Wirtschaftlichkeit" gebildet. In Deutschland, wo man mit besonderem Erfolg die Herstellung künstlichen Benzins, also die Angelegenheit der Benzinsynthese als eine Möglichkeit forcierte, sich von der Einfuhr der Betriebsstoffe unabhängig zu machen, ist eigentlich erst in allerjüngster Zeit durch die ungeheuer gesteigerte Motorisierung aus rein wirtschaftlichen und valutarischen Gründen der Ruf nach einheimischen Ersatzbrennstoffen für den Kraftfahrzeugbetrieb laut geworden. Kein Wunder also, daß der vor kurzem von Oesterreich, Italien und der Schweiz erstmalig mit internationaler Beteiligung durchgeführten „Alpenfahrt mit Ersatzbrennstoffen" von seiten der deutschen Fachwelt und Behörden das größte Interesse entgegengebracht wurde.

Die jetzt vorliegenden Ergebnisse dieses — vom Standpunkt des Technikers und Volkswirtschaftlers aus hochbedeutenden — Wettbewerbs erbrachten den eindeutigen Beweis, daß die mit den verschiedenartigsten Ersatzbrennstoffen, nämlich mit Holz und Holzkohle, Braunkohlenteeröl, Corethstoff und Methylalkohol betriebenen Kraftfahrzeuge auch im schwierigsten Gelände dem benzingetriebenen Automobil an Leistung absolut gleichwertig, an Wirtschaftlichkeit aber erheblich überlegen sind. Da für unsere deutschen Verhältnisse in überwiegendem Maße Holz und Holzkohle als zukünftige Ersatzbrennstoffe im Kraftfahrzeugbetrieb in Betracht kommen und zahlreiche bedeutende Firmen Generatoranlagen und Aggregate von höchster Leistungsfähigkeit und Betriebssicherheit entwickelt haben, die sich in staatlichen, städtischen und privaten Betrieben schon seit Jahr und Tag bestens bewährten, sei kurz das technische Prinzip der modernen Holz- und Holzkohlen-Vergasung erläutert.

Wie arbeitet der Holzgasmotor?

Eine derartige Holzgasanlage für Kraftfahrzeuge besteht im wesentlichen aus dem eigentlichen Gaserzeuger (Generator), einer Gasreinigungsanlage, einem Ventilator zur Inbetriebsetzung des Generators nach längerem Motorstillstand und einem Mischapparat zur Erzeugung des vom Motor benötigten Gas-Luftgemischs. Der aus hitzebeständigem Material hergestellte Generator besitzt bequeme Schnellverschlüsse mit Abdichtungen beim Einfüll- und Aschendeckel, so daß das „Tanken" von Holz auch während des Betriebs und in Fahrt

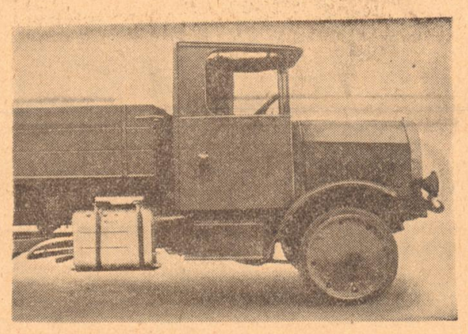


Schema einer Holzgas-Generator-Anlage

bensowenig besondere Schwierigkeiten bereitet, wie das Reinigen der Anlage nach mehrtägigem Betrieb. Bei Verbrennung der Generator-Holzfüllung tritt Kohlenoxyd auf, die infolge des Luftmangels bei der „schwelenden" Verbrennung in Kohlenoxyd verwandelt wird: Dieses Kohlenoxyd bildet den hauptsächlichsten Bestandteil des sogenannten „Holzgases". Das so erzeugte Gas enthält jedoch zunächst noch weitere Beimischungen, die der Motorbetrieb nicht verträgt, nämlich Kondenswasser sowie mechanische Verunreinigungen in Form von Asche und Holzkohlenstaub, die durch eine besondere Reinigungsanlage ausgeschieden werden müssen, wobei gleichzeitig eine Kühlung des Holzgases erfolgt. Das schwierige Problem der restlosen Teerausscheidung, über das die früheren Holzvergasungssysteme lange Zeit nicht hinwegkamen, ist bei den heutigen Konstruktionen, die nach dem Prinzip der umgekehrten Verbrennung arbeiten, ebenfalls vollkommen gelöst: das Holz wird also restlos vergast, während der Holzteer und Holzessig durch einen Schwel-Einsatz abgeschieden bzw. beim Passieren der Feuerzone verbrannt und verkrakt werden. In der an die Stelle des normalen Benzinvergasers tretenden Mischvorrichtung schließlich wird das Gas-Luftgemisch erzeugt, und die Regulierung der Gemischzufuhr zum Motor selbst erfolgt wie beim normalen Benzinmotor durch eine Fußpedal-Drosselklappe.

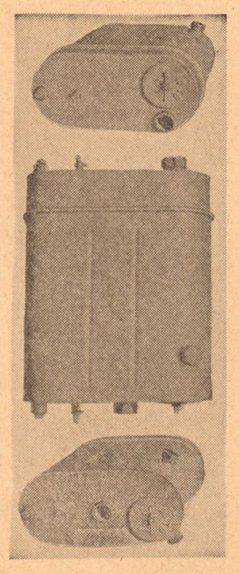
Wir tanken Holz

Die Inbetriebnahme eines Holzgenerators ist denkbar einfach: der Generator wird mit faustgroßen Stücken möglichst trockenen Buchenholzes gefüllt, diese Füllung wird durch das Zündloch mittels einer Lunte angebrannt und dann der Generator mit dem Ventilator — der mit Handdrehkurbel oder elektrisch betrieben werden kann — entlüftet. Schon nach 3 bis 4 Minuten hat sich so viel Holzgas entwickelt, daß der Motor beim Anlassen anspringt, wonach die Gasentwicklung selbsttätig weitergeht. Nach kurzen Betriebspausen bis zu einer Viertelstunde springt der Motor sofort wieder an, nach längerem Motorstillstand muß die Gasentwicklung durch den Ventilator erst wieder eingeleitet, nach Tagespausen das Holz neu angefeuert werden. Ein mit Holzgas betriebener Motor läuft fühlbar weicher, als mit Benzinbe-



Ein Mercedes-Benz mit Autogas-Generator

trieb, er weist allerdings gegenüber jenem einen Leistungsabfall auf, der aber ohne große Umbaumontage bei jeder Maschine durch Erhöhung der Verdichtung auf etwa 1:9 und durch eine Steigerung der Vorzündung auf rund 45 Grad fast vollkommen wieder ausgeglichen werden

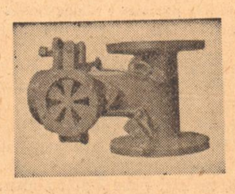


Reiniger der Wisco-Autogas-Anlage für Holzkohlenvergasung

kann. Was dem Holzgasmotor in nächster Zukunft vor allem die Wege ebnen wird, ist die kaum glaubliche Billigkeit seines Betriebs. Eine Ersparnis von 70 bis 80 Prozent gegenüber dem Benzin- oder Benzolbetrieb klingt zwar wie ein Märchen und ist doch die nackte Wahrheit! An Stelle von 1 Liter Benzin wird nämlich normalerweise nur 2,5 Kg. Abfallholz gebraucht, von dem der Zentner RM. 1,50 bis RM. 1,80 kostet! Kein Zweifel also, daß die Anschaffungskosten der Anlage, die sich je nach Größe heute noch auf RM. 1500.— bis

Zahlreiche Lastwagen fahren schon Holzgas!

2000.— belaufen, durch die Betriebsersparnisse verhältnismäßig schnell amortisiert werden können. Auch der erhöhte Zeitaufwand, den die Bedienung und Reinigung des Generators gegenüber einem Benzinkraftwagen erfordert, sowie die Verringerung der Nutzlast-Zulademöglichkeit durch das auf 100 bis 125 Kilogramm zu veran-



Mischer mit Luftregulierventil für Auto-Gas-Betrieb, System Müller-Hauert

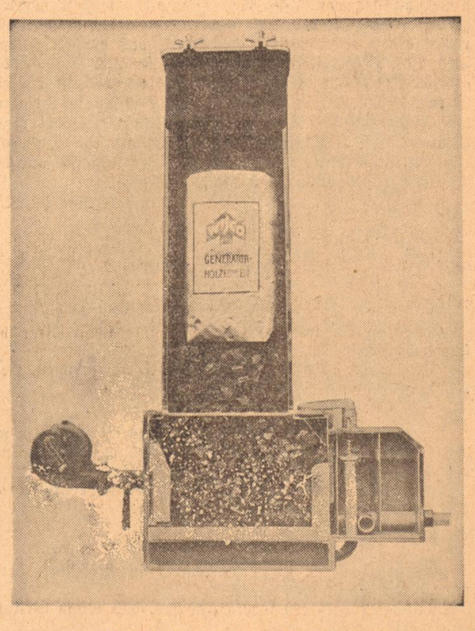
schlagende Totgewicht der Apparatur und den mitzuführenden Holzvorrat (eine Füllung reicht im allgemeinen nur für 75—100 Kilometer Fahrstrecke), spielen bei den Einsparmöglichkeiten tatsächlich nur eine untergeordnete Rolle.

Holzgasmotor beim Personenwagen?

Immerhin ist für die Anwendung des Holzgasbetriebs Voraussetzung, daß für die Unterbringung der Anlage hinreichend Raum vorhanden ist, deshalb sind bis jetzt vorzugsweise große Lastwagen und Omnibusse damit ausgestattet worden. Daß aber auch Personenwagen bei geschickter Anordnung der Aggregate ohne Beeinträchtigung ihres Aussehens mit Holzgasgeneratoren betrieben werden können, bewies das auf der Alpenfahrt erfolgreiche Abschneiden einer Vierzylinder-13/50-PS-Ford-Limousine, bei der der Generator im Kofferraum untergebracht war: der Wagen erzielte auf dieser Fahrt einen Gesamtdurchschnitt von fast 50 Km./St. In ähnlicher Art hat auch der italienische Konstrukteur Ferraguti in allerjüngster Zeit seinen Einliter-Sportwagen, den bekannten Fiat-Ballila mit einer „unsichtbaren" Holzgasanlage ausgestattet (Generator im Koffer, Reiniger als flache Röhren unter den Trittbrettern.) Versuchsfahrten mit diesem Fahrzeug ergaben bei geringsten Betriebsmittelkosten die normale Leistung eines Sportwagens mit Durchschnitten von 65 Km./St. und Spitzengeschwindigkeiten bis zu 100 Km./St. (!) Es ergeben sich also für die Zukunft des Kraftfahrzeugbetriebs zweifellos ungeahnte Möglichkeiten, zumal, wenn man auch noch den überflüssigen Umweg vermeidet, nicht erst im Generator gewöhnliches Holz zu verkohlen und entgasen, sondern gleich Holzkohle als Treibstoff zu benützen. Denn solche Holzkohlen-Generatoren können besonders klein und leicht gebaut werden, weil die bei Nur-Holz-Betrieb nötige große Reinigeranlage mit ihren langen, unförmigen Rohren hier zu kleinen Reinigerkästen zusammenschrumpft.

Außerdem besitzt der Holzkohlen-Gasmotor einen doppelt so großen Aktionsradius wie der Generator mit Holzbetrieb bei gleicher Brennstoff-Gewichtmenge, denn 1 Kilogramm Holzkohle ersetzt 1 Liter Benzin bzw. 2,5 Kg. normales Brennholz.

Unser heutiger Wirtschaftskampf und die Devisenverknappung haben das Brennstoffproblem in Deutschland jetzt schlagartig zu einer wirklich „brennenden Angelegenheit" gemacht. Und schon zeigen sich die ersten Ansätze, den Verbrauch heimischer Ersatzbrennstoffe, namentlich des Holzes, von Staats wegen zu fördern: die Hessische Regierung ist bereits bahnbrechend vorgegangen und gewährt allen Besitzern von Motorfahrzeugen für den Umbau auf Holzgasbetrieb Darlehen bis zur Höhe von RM. 800.— Außerdem hat die Hessische Forstverwaltung in Darmstadt eine „Holz-Tankstelle" errichtet, die 100 kg zerkleinertes, trockenes Buchenholz zum Preis von RM. 2.40 abgibt. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß weitere Staaten sich diesem Vorgehen anschließen werden und daß das Reich den Besitzern von Holzgas-Kraftwagen in absehbarer Zeit wohl auch Steuervergünstigungen gewähren wird. Unsere führenden industriellen



Schnitt durch den Wisco-Autogas-Generator

Werke aber werden schon im kommenden Jahr Gelegenheit haben, ihre neuesten Erzeugnisse und Konstruktionen auf diesem Gebiet einer Prüfung zu unterziehen und der breitesten Oeffentlichkeit vorzuführen, denn die Oberste Nationale Sportbehörde für den deutschen Kraftfahrsport wird 1935 mit Unterstützung des Vereins Deutscher Ingenieure den ersten deutschen Zuverlässigkeitswettbewerb für Kraftfahrzeuge mit heimischen festen und gasförmigen Treibstoffen zur Durchführung bringen.

Ziv.-Ing. Alex Büttner.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg